

Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der
Friedrich-Ebert-Stiftung
in Verbindung mit dem
Institut für Sozialgeschichte e.V.
Braunschweig – Bonn

38. Band · 1998

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

ZA15081

REDAKTION: FRIEDHELM BOLL
BEATRIX BOUVIER
DIETER DOWE
PATRIK VON ZUR MÜHLEN
HANS PELGER
MICHAEL SCHNEIDER

SCHRIFTFLEITUNG: KARL CHRISTIAN FÜHRER

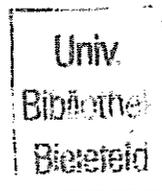
14
CA 000
A745

38

Es wird gebeten, Verlagskorrespondenz und Rezensionsexemplare zu senden an:
Archiv für Sozialgeschichte
Redaktionssekretariat
Institut für Sozialgeschichte
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
Tel. 02 28/88 34 69, Fax: 02 28/88 34 97;
die übrige Korrespondenz an den Schriftleiter
PD Dr. Karl Christian Führer, Brahmsallee 39,
20144 Hamburg, Tel./Fax 0 40/4 20 69 56

140/3229647+2

Herausgeber und Verlag danken der Stiftung Allgemeine Hypothekenbank,
die Bearbeitung und Druck dieses Bandes großzügig förderte.



140/k

ISSN 0066-6505
ISBN 3-8012-4092-4

© 1998 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 53129 Bonn
Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig
Herstellung: satz+druck gmbh, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1998

Thomas Welskopp

Klasse als Befindlichkeit?

Vergleichende Arbeitergeschichte vor der kulturhistorischen Herausforderung

I. ENTWICKLUNGSTENDENZEN IN DER ARBEITERGESCHICHTE SEIT DEN 1970ER JAHREN

Mit der kulturhistorischen Kritik an der Sozialgeschichte hat sich ein Abrücken von der Arbeitergeschichte verbunden. Sozialgeschichte und Arbeitergeschichte wurden in den 1970er Jahren fast als Synonyme gehandelt.¹ Sozialgeschichte zielte auf kausale Erklärungsmuster ab, im Sinne einer aufklärerischen politischen Pädagogik, die auf Identitätsbildung durch Gesellschaftskritik setzte. Sie importierte zu diesem Zweck theoretische Instrumente, bevorzugt aus der Soziologie, die als Vergleichsmaßstäbe an eine als gegeben betrachtete historische Realität herangetragen wurden.² Einer der thematischen Schwerpunkte einer so betriebenen Sozialgeschichte, die sich an marxistischen Theoremen, an Versatzstücken aus Max Webers Idealtypenkatalog oder auch an verschiedenen Spielarten der Modernisierungstheorie orientierte, war in der Tat die Geschichte der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung in den sich industrialisierenden Gesellschaften des Westens.³ Hier konnten sich aufklärerisches Engagement, politische Sympathie mit den Erben jener Arbeiterbewegung, intellektuelle Identifikation mit den »underdogs« der modernen Klassengesellschaften, sozialliberale Reformeuphorie und methodologischer Aufbruch auf produktive Weise miteinander verbinden. Auch die Hinwendung zu sozial benachteiligten Gruppen war Bestandteil des sozialhistorischen Projekts, sich an der politik- und ideenlastigen, theoriefeindlichen und konservativen Orthodoxie des historiographischen »mainstream« abzuarbeiten.⁴

Empirisches Kernstück jener Arbeitergeschichte waren zum einen Städtestudien, die in einem lokal begrenzten Untersuchungsraum zumeist für das 19. und frühe 20. Jahrhundert den weiten Bogen von der demographischen Umbrucherfahrung der Verstädterung über das industrielle Wachstum, die Lohn- und Wohnverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung, ihr Streik- und Protestverhalten bis hin zu ihrer Organisation in Gewerkschaften und selbständigen politischen Parteien zu schlagen versuchten.⁵ Zum an-

1 Eine aktuelle Bilanz, die auch die Ergebnisse der neueren Forschung systematisierend einbezieht, steht noch aus. Immer noch nicht überholt: *Klaus Tenfelde* (Hrsg.), *Arbeiter und Arbeiterbewegung im Vergleich*, München 1986.

2 Vgl. *Thomas Mergel/Thomas Welskopp*, *Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie*, in: *Thomas Mergel/Thomas Welskopp* (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 9–35.

3 Vgl. *Thomas Welskopp*, *Von der verhinderten Heldengeschichte des Proletariats zur vergleichenden Sozialgeschichte der Arbeiterschaft – Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung in den 1990er Jahren*, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 8, 1993, H. 3, S. 34–53.

4 Vgl. *Thomas Mergel*, *Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne*, in: *Mergel/Welskopp*, *Geschichte*, S. 203–232.

5 Als typische Vertreter dieses Genres: *Karl Ditt*, *Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914*, Dortmund 1982; *Alan Dawley*, *Class and Community. The Industrial Revolution in Lynn*, Cambridge 1976. Als bislang einflussreichste Synthese: *Jürgen Kocka*, *Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800–1875*, Ber-

deren erlebten Untersuchungen über die Entwicklung sozialer Mobilität eine enorme Konjunktur, ebenso wie andere quantifizierende Studien über nahezu jeden mit Indikatoren meßbaren Aspekt proletarischen Lebens.⁶ Über diese Analysen von Karriereverläufen und Mustern der Berufsvererbung versuchte die Sozialgeschichte Aussagen über die Verhärtung oder Aufweichung von Klassenstrukturen zu gewinnen, denen sie unter der Annahme, daß die Arbeiterbewegung wesentlich durch die Erfahrung zunehmender Klassenabschließung motiviert wurde, kausale Erklärungskraft zuschrieb.⁷ Das dritte »Standbein« sozialhistorischer Arbeiterforschung entstand mit dem Ausgreifen der traditionellen Organisationsgeschichte – eine besonders in Deutschland ausgeprägte Verbindung von Personen- und Ideologiegeschichte⁸ – in das Basis- und Verbandsvorfeld der großen Organisationen.⁹

Allen diesen Spielarten lag das Interesse zugrunde, Politik über die traditionelle staatliche Sphäre hinaus, in der »große Männer« das elitäre Spiel der Macht spielten, als Forum organisierter Großgruppen zu begreifen, die um die Durchsetzung sozialer Interessen konkurrierten. Indem sie diese Interessen und die institutionellen Formen ihrer Artikulation auf soziale »Lagefaktoren« zurückführte, erhob sie den Anspruch, Politik angemessener, weil »tiefer«, aus der Gesellschaft und ihren Klassenstrukturen erklären zu können. Arbeitergeschichte betrieb man somit – außer in den Nischen quantifizierenden Spezialistentums – vornehmlich als *politische Sozialgeschichte*. Ihre zentralen Erklärungshypothesen forderten und förderten den Vergleich, zumeist in kontrastierender Absicht. Die komparative Arbeitergeschichte in diesem Kontext interessierte sich für Sonderwege: das Fehlen einer starken sozialistischen Arbeiterbewegung in den USA, die spät erfolgende Parteigründung als Appendix einer dominanten Gewerkschaftsbewegung in England und die »verfrühte« sozialdemokratische Parteiformation bei schwacher Gewerkschaftsbewegung und politischer Milieuisolation in Deutschland.¹⁰ Das waren makrotheoretische Fragestellungen, die den Rückgriff auf strukturalistische Theoreme aus der Soziologie nahelegten. Lage und Verhalten (sprich: Organisation) waren nämlich strukturelle Begriffe, die durch die Kategorien des »Interesses« und des »Bewußtseins« nur locker und gewissermaßen im Rückschlußverfahren mit der Subjektivität der Akteure verbunden waren. Auch »Verhalten« – eigentlich eine Subjektkategorie – erfuhr damit eine strukturelle Umdeutung: als institutionell geronnenes Bewußtsein, das sich als Konsequenz aus Lageveränderungen ergab. Man zielte auf Begriffe des Allgemeinen ab, die breite soziale Homogenisierungsprozesse voraussetzten, weil die großen Kollektive, die ihre Interessen in Organisationen umsetzten, als homogene Großgruppen gedacht wurden, deren Einheit man sozialstrukturell begriff. Der einzelne Arbeiter geriet

lin etc. 1983. Vgl. auch: *Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde*, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992.

6 Vgl. z. B. *Jürgen Kocka u. a.*, Familie und soziale Plazierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert, Opladen 1980; *Bruce Laurie*, Working People of Philadelphia, 1800–1850, Philadelphia 1980.

7 *Jürgen Kocka*, The Study of Social Mobility and the Formation of the Working Class in the 19th Century, in: *Mouvement Social* Bd. 111 (1980), S. 97–117.

8 So zuletzt noch *Christian Gotthardt*, Industrialisierung, bürgerliche Politik und proletarische Autonomie. Voraussetzungen und Varianten sozialistischer Klassenorganisationen in Nordwestdeutschland 1863 bis 1875, Bonn 1992.

9 So z. B. *Christiane Eisenberg*, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich, Göttingen 1986.

10 Vgl. *Ira Katznelson*, Working-Class Formation: Constructing Cases and Comparisons, in: *Aristide R. Zolberg* (Hrsg.), Working-Class Formation: Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States, Princeton 1986, S. 3–41, und ebd. die verschiedenen Länderbeiträge, die bezeichnenderweise lauter »nationale Sonderwege« skizzieren.

dabei zum »Fall«, zu einem klassifizierbaren Partikel der Kollektivität, in der er aufging. Die Suche nach eindeutigen sozialen Zuordnungen produzierte zugleich eindimensionale Identitäten. Damit war es zum Beispiel nicht mehr möglich, die Kategorie des Geschlechts mit dem Arbeiterbegriff in Beziehung zu bringen. In der Konsequenz war der Arbeiter zwar implizit männlich, zum Teil, weil das Material dies vorgab, wie z. B. die Kirchen- und Standesamtslisten, die den Mobilitätsstudien zugrundelagen. Daraus folgte aber konzeptionell, daß der männliche Arbeiter unausgesprochen die »geschlechtslose« Arbeiterschaft *per se* verkörperte.

Mit dem bahnbrechenden Werk E. P. Thompsons begann sich nahezu zeitgleich mit dem Aufstieg der sozialhistorischen Arbeiterforschung ein zweiter Zweig von Arbeitergeschichte zu etablieren, der sich rasch vom objektivierenden, distanzierenden und instrumentellen Blick der Sozialgeschichte auf die Arbeiterschaft im industrialisierenden Westen absetzte.¹¹ Bei Thompson war die Entstehung von »Arbeiterklasse« – auch bei ihm eine handlungsfähige, kämpferische Großgruppe – ein aktiver Prozeß der Solidarisierung historischer Subjekte, der sich über die facettenreichen Erfahrungen der Formen und Folgen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse vermittelte. Der brillante Erzähler Thompson verknüpfte eine von der Sozialgeschichte gern übergangene Vielfalt zeitgenössischer Erfahrungs- und Deutungsmuster zu einem auf das Endziel einer homogenen Arbeiterbewegung hinlaufenden Strang, in dessen einzelnen Fasern die Kämpfe der Vielen erhalten blieben. Die narrative Technik sicherte den Zusammenhang zwischen dem Mosaik der Individuen in ihren Mikrowelten und dem umfassenden teleologischen Prozeß, der bei Thompson ebenfalls das Gerüst seiner »master narrative« bildete. Seine »Wiedergewinnung« des historischen Akteurs und seine Interpretation von »Klassenbildung« als eines Produktes rebellischer »agency« blieb von einer im Grunde weitaus mechanistischeren »Systemgeschichte« des Kapitalismus abhängig, als sie die Sozialgeschichte lieferte: Für ihn war der Aufstieg von Kapitalismus und Klassengesellschaft als Lieferant der Erfahrungen, die die plebejischen und proletarischen Akteure in Protest und Organisation umsetzten, gar nicht frag- und analysewürdig, sondern eine ebenso gesetzte Grundbedingung seiner Geschichte wie das Telos des Chartismus als Vollendung dieses Prozesses. Auch bei Thompson informierte eine Homogenisierungsannahme seine Skizzen der Vielfalt proletarischer Vergemeinschaftungsprozesse, die sogar über die aus einer Akteursperspektive sich als Problem aufdrängende Exklusion des weiblichen Teils der englischen Arbeiterschaft hinwegging. Auch er arbeitete mit substantialistischen Kategorien, die mit ihrem festen Vorverständnis vom Inhalt vor allem des Zentralbegriffs »Arbeiter« das Problem überspielten, daß es irritierenderweise die Schneider, Schuhmacher und Tischler waren, die Handwerker Londons also, die den Kern einer Bewegung formten, welche sich unter dem Banner »Arbeiterbewegung« versammelte.¹²

Thompsons »The Making of the English Working Class« erlangte auf dreierlei Weise Einfluß auf die internationale Arbeiterhistoriographie: Erstens nahmen sozialhistorische Ansätze seine Akteursperspektive auf, und zwar nicht im Sinne einer *Integration* von Struktur und Handeln, von System und Lebenswelt, sondern im Sinne einer *Ergänzung*, die mit den strukturalistischen Teilen solcher Untersuchungen oftmals wenig Berührung besaß.¹³ Die Orientierung auf den Arbeiter als Akteur und auf die jeweilige Einzigartigkeit, in der die vielen Mikrowelten zum gesellschaftsweiten Prozeß der »Klassenbil-

11 *Edward P. Thompson*, The Making of the English Working Class, Harmondsworth 1984 (zuerst: 1963).

12 Vgl. neuerdings *Anna Clark*, The Struggle for the Breeches. Gender and the Making of the British Working Class, Berkeley etc. 1995; *Joan W. Scott*, Women in The Making of the English Working Class, in: *dies.*, Gender and the Politics of History, New York 1988, S. 68–90.

13 Das gilt auch für das ansonsten weithin beispielgebende Buch: *Sean Wilentz*, Chants Democratic. New York City and the Rise of the American Working Class, 1788–1850, New York etc.

dung« zusammenzubinden waren, reduzierte den Bedarf nach Vergleichen, stand doch das kausale Muster dieses weltgeschichtlichen Umbruchprozesses implizit fest und das Bedürfnis nach der Rekonstruktion einzigartiger nationaler Muster im Vordergrund. Vor allem in den USA entstanden nationale Pendant zu Thompsons englischer Arbeitergeschichte, die die Rezeption seines Ansatzes mit der zusätzlichen Theoreme verbanden – zu einer Konstruktion, die einerseits die unübersehbare Arbeitsplatznähe amerikanischer Organisationsansätze aufnahm und andererseits die englische Erfolgsgeschichte zu einer amerikanischen Verlustgeschichte umformulierte, um der Schwäche einer revolutionären Arbeiterbewegung jenseits des Atlantik Rechnung zu tragen. So gingen Thomsons Erfahrungsansatz und die neomarxistische Dequalifizierungsthese, die davon ausging, eine aktive Politik des »deskilling« seitens amerikanischer Manager sei es gewesen, die die amerikanische Arbeiterschaft homogenisiert habe, eine folgenreiche Verbindung ein. Die negative Pointe dieses »Making of the American Working Class« besagte nichts weiter, als daß es auch auf amerikanischer Seite einen Homogenisierungsprozeß in der Arbeiterschaft gegeben habe, daß dieser sie aber nicht revolutionär, sondern mittelfristig ohnmächtig gemacht habe.¹⁴

Zweitens nahm eine Strömung erfahrungsgeschichtlich informierter Arbeiterhistorie den emphatischen Gehalt des Thompsonschen Bildes vom Arbeiter als Akteur auf. Gerade in den USA suchten linke Historiker die in der eher konservativen amerikanischen Arbeiterbewegungsgeschichte vermißte Radikalität nun in der Geschichte der Arbeiter selber auf, in ihren alltäglichen Lebensumständen und Vergemeinschaftungsformen vor den und gegen die Organisationen.¹⁵ In Studien über Arbeiterviertel und ethnische Gruppen rekonstruierte man eine angeblich ursprünglichere, basisnähere Radikalität, die auch in der Verteidigung ethnischer und milieukultureller Eigenheiten gegen die gleichmacherischen Repressionstendenzen des Systems Ausdruck finden konnte und nicht zuletzt aus der subversiven Rebellion des Arbeiterindividuums gegen Großorganisationen jeder Art bestand.¹⁶ »Agency« geriet unter der Hand zur Unangepaßtheit sowohl gegenüber dem Unternehmen und den staatlichen Autoritäten als auch gegenüber einer exklusiven, bürokratischen, angepaßten und oftmals korrupten Gewerkschaftsbewegung. In einem weiteren Schritt konnte nun sukzessive eine sozialhistorische Ausdünnung dieser Erfahrungsgeschichte folgen: Konfrontiert mit Praxisformen der zeitgenössischen Arbeiterindividuen und -kollektive, deren Radikalität auf der Oberfläche nicht zwingend erkennbar war, und angesichts der Knappheit an expliziten Aussagen von Arbeitern, die eine solche Radikalität unvermittelt reflektierten, richtete man nun das Augenmerk verstärkt auf die sprachlich-diskursive und die symbolische Dimension die-

1984. Für die deutsche Seite: *Andreas Grieflinger*, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert, Frankfurt/Main etc. 1981.

14 *Harry Braverman*, Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß, Frankfurt/Main etc. 1980; *Richard C. Edwards*, Herrschaft im modernen Produktionsprozeß, Frankfurt/Main etc. 1981; *David M. Gordon/Richard C. Edwards/Michael Reich*, Segmented Work, Divided Workers: The Historical Transformation of Labor in the United States, New York 1982; *David Brody*, Steelworkers in America. The Nonunion Era, New York 1969 (zuerst: 1960); *David Montgomery*, Workers' Control in America: Studies in the History of Work, Technology, and Labor Struggles, Cambridge 1981; *ders.*, The Fall of the House of Labor. The Workplace, the State, and American Labor Activism, 1865–1925, Cambridge 1987.

15 Vorbildcharakter für diese ausufernde Literatur besaß unzweifelhaft: *Herbert Gutman*, Work, Culture, and Society in Industrializing America, New York 1977, der die amerikanische Arbeitergeschichte als stetigen umkämpften Anpassungsprozeß aufeinanderfolgender Einwanderungsgruppen an das industrielle System skizzierte.

16 Als zweifellos innovativste Studie dieses Genres vgl. *Lizabeth Cohen*, Making a New Deal. Industrial Workers in Chicago, 1919–1939, Cambridge 1990.

ser Praxisformen, um dort verdeckte, getarnte oder durch kulturelle Hegemonien übermächtiger Gegner diskursiv überformte Ausdrucksformen radikaler Orientierung freizulegen. Das hieß nichts anderes, als daß man auf der Suche nach der »agency« der Arbeiter, unter der man offensichtlich nicht den Akteurscharakter der Subjekte schlechthin, sondern ihre voluntaristische, tendenziell rebellische Aktion verstand, dieselbe in die Köpfe der Zeitgenossen zurückverlegte.¹⁷ Hier deutete sich die mit der »kulturhistorischen Wende« aufgekommene Infragestellung der unproblematischen Unterscheidung von »Text« und »Kontext« als Sollbruchstelle bereits an.

Mit der Alltagsgeschichte beschritt die deutsche Historiographie dabei einen Sonderweg. Die Alltagsgeschichte löste sich später und weniger dezidiert als ihre angelsächsischen Pendanten von der Vorstellung »materialer« Praxisformen. Sie verband sich stärker mit modernisierungskritischen Positionen, die das sozialhistorische Systembild als Gerüst im Hintergrund weiterhin benötigten, gerade um sich von ihm abzusetzen, und sie setzte früher als diese auf die »neuen sozialen Bewegungen«, die nicht nur kaum mehr arbeiterspezifisch orientiert waren, sondern sich auch gegen eine vermeintlich saturierte, systemintegrierte Arbeiterbewegung richten konnten. Aus einer kapitalismuskritischen Arbeitergeschichte wurde im Laufe der alltagsgeschichtlichen Bewegung ein zerfaserndes Bündel vieler Geschichten von den »kleinen Leuten«, den gesellschaftlich Ausgegrenzten, den Unterdrückten und Leidenden.¹⁸ Die Wiederaneignung solcher Geschichten, das Zum-Sprechen-Bringen der von der Geschichte zum Schweigen verurteilten Individuen und Gruppen trat hier gegenüber jeder Generalisierungstendenz in den Vordergrund. Anstelle von kritischer Identitätsbildung durch Aufklärung mit ihrem Bedarf an kausaler Erklärung setzte die Alltagsgeschichte auf Identitätsstiftung durch die möglichst »authentische« Rekonstruktion von Erfahrung. Über die durchaus berechtigte Forderung hinaus, die anthropologischen Dimensionen neuzeitlicher Geschichte systematisch zu berücksichtigen, legte sich die Alltagsgeschichte unausgesprochen auf eine Betrachtungsweise fest, die zwischen der modernisierungskritischen Beleuchtung verschütteter bzw. »besiegter« historischer Alternativen und der in die Postmoderne hinüberspielenden Ästhetisierung eines vergangenen Existenzspektrums changierte. Mit der feinziselierten Nachzeichnung von Mikrowelten versuchte die Alltagsgeschichte weniger, einer »falschen« Reduktion von Komplexität zu entgehen, die man der Sozialgeschichte vorgeworfen hatte, sondern jeder Reduktion von Komplexität auszuweichen. Denn wenn »authentische« Erfahrungen nicht aus der Totalität ihres Kontextes zu lösen waren, schien Totalität nur im lokalen und individuellen Rahmen zu bewältigen. Gleichzeitig rückte man Macht, Herrschaft und Unterdrückung an den Rand jener »organisch« gedachten Mikrowelten, was der Tendenz zur »Entkapitalisierung« der Arbeitergeschichte und zu ihrem Aufgehen in klassenunspezifischen Geschichten der Unterdrückten und »kleinen Leute« unzweifelhaft förderlich war. Auch daß Alltagshistoriker wie z. B. Alf Lütke nun die Widersprüchlichkeit von Erfahrungen betonten, die Brüche in Identitäten und die Gemengelagen von Deutungsmustern und »eigensinnigen« Praxisformen, verweist auf einen Totalitätsbedarf, der kausale Erklärungen ebenso ausschloß wie eine wie auch immer geartete Isolation historischer Phänomene aus ihrem Kontext.¹⁹ Die »agency«, die die Alltagsgeschichte durchaus nicht immer naiv und unkritisch aus der

17 Vgl. z. B. *William H. Sewell Jr.*, Work and Revolution in France. The Language of Labor from the Old Regime to 1848, Cambridge 1980.

18 Vgl. *Alf Lütke*, Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte? in: *ders.* (Hrsg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/Main etc. 1989, S. 9–47, hier: S. 9. Vgl. auch *Wolfgang Hardtwig*, Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz, in: *Winfried Schulze* (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikrohistorie, Göttingen 1994, S. 19–32.

19 Vgl. die jetzt in einem Band zusammengefaßten Studien Lütkes: *Alf Lütke*, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

Geschichte herauszudestillieren versuchte, war in ihrem Kern nahezu eine anthropologische Konstante im Rücken des Modernisierungsprozesses und bestand in ihrer Substanz aus der Subjektivität jedes historischen Akteurs auch im Angesicht härtester Unterdrückung durch das »System«.

Drittens schließlich verbanden sich in den angelsächsischen Ländern und später und diffuser auch in Deutschland, einige Stränge dieser erfahrungsgeschichtlichen Radikalisierung des Thompsonschen Projektes mit höchst selektiv aufgenommenen und häufig als Berufungsautorität instrumentalisierten Strömungen der Postmoderne. Hierbei spielte die Rezeption ethnologischer Ansätze und insbesondere eine nicht unproblematische Lesart von Clifford Geertz' »dichter Beschreibung« eine Scharnierrolle.²⁰ Es ist in der neuen Kulturgeschichte mit wenigen Ausnahmen unbeachtet geblieben, daß Geertz mit seinem Ansatz auf eine epistemologische Krise in seinem Fach reagiert hatte, die daraus entstanden war, daß sich naive Vorstellungen diskreditiert hatten, man könne die konstituierende »Fremdartigkeit« primitiver Gesellschaften durch Verfahren der teilnehmenden Beobachtung auflösen, d. h. durch Techniken, die einem sozialen Positivismus verpflichtet waren. Dem setzte Geertz die Rekonstruktion der sozialen Bedeutung »fremder« Praxisformen durch eine schleifenförmige neohermeneutische Annäherung entgegen.²¹ Erst in der beschreibenden Freilegung von Bedeutungsschichten könne man solche Praxisformen »verstehen«. Das setzte ein Einlassen auf den Kontext voraus, das allmählich immer subtilere Anpassungen herangetragenem Theoriebegriffe an die beschriebene Wirklichkeit erlaube; bis zu dem Punkt, an dem die sich herauskristallisierende Selbstdeutung des beobachteten Gegenstandes als »eingeborene« Theorie der Wirklichkeit jene Fremdschreibungen ersetzen konnte: Dann hatte laut Geertz die hermeneutische Beschreibung eine derartige »Dichte« erreicht, daß sie den Gegenstand aus sich selber erklärte. In seinen radikaleren methodologischen Reflexionen gerann die Rekonstruktion von Symbol- und Zeichensystemen als Repräsentationen eines gesellschaftlichen Kontextes zur Textanalogie: Geertz zog aus seiner Beobachtung, daß eine Kultur ohne die Dechiffrierung ihrer Binnenlogik nicht zu begreifen sei, den verabsolutierenden Schluß, daß es außerhalb der Kultur als Textsystem nichts gebe, was diese Kultur erklären könne. Damit waren Kulturen als »autonome symbolische Universen« von den sozialen Kontexten, in denen sie sich manifestierten, immunisiert. Die Beziehungen zwischen Text und Kontext wurden obskur, der Kontext als repräsentierte oder imaginierte Wirklichkeit durch die authentischere symbolische Wirklichkeit des Textes aufgesogen.²²

In seinen empirischen Arbeiten freilich wird die Selbstreferentialität von Beschreibung bei näherem Hinsehen als Ergebnis eines dramaturgischen Tricks erkennbar: Geertz geht durchaus implizit von einem strukturfunktionalistischen Gesellschaftsbegriff aus, der Vorstellungen von Hermetik, Balance und Harmonie in seinem Kern hat und nur tragfähig ist, wenn man den Untersuchungsgegenstand – etwa das Dorf des »balinesischen Hahnenkampfes« – vollständig aus seiner gesellschaftlichen Umwelt herauslöst. Die Rekonstruktion der »inneren Seite« jener Hahnenkämpfe ist letztlich nur durch geschickte Kapitelanordnung als Ergebnis hermeneutischer Beschreibung zu verkaufen; sie bleibt berechtigterweise eine theoriegeleitete Konstruktion, die lediglich eine besondere Sensibilität für ihren Gegenstand entwickelt.²³ Geertz' Begriffskatalog avancierte ungeachtet

dieser methodologischen Aporien zu einem kongenialen Bezugssystem für eine Erfahrungsgeschichte, die auf dem Weg war, sich eher für Diskurse und Symbolsysteme als für Kontexte zu interessieren. Die Konjunktur von narrativen Annäherungen an Rituale wie Karnevale, Katzenmusiken und Bierkrawalle legt davon beredt Zeugnis ab. Man konnte sich auf Geertz berufen, um die symbolischen Repräsentationen gesellschaftlicher Verhältnisse ernster zu nehmen als diese selbst, ja, sie gänzlich von diesen abzulösen und in ihrer vermeintlich geschlossenen Binnenlogik zu isolieren. Viele kulturgeschichtliche Studien, die Geertz verpflichtet sind, lassen nicht nur »Kultur« in »agency« aufgehen; sie reduzieren umgekehrt »agency« auf einen »Austausch von Bedeutungen«, der die historischen Akteure einer nunmehr verdinglichten symbolischen Logik unterwirft. Es steht außer Frage, daß auch eine sich als progressiv verstehende kulturhistorische Forschung an diesem Punkt der Entwicklung längst nicht mehr der Arbeiterschaft als Gegenstand bedarf: Bevorzugt sind vielmehr kleine, abgeschlossene Untersuchungseinheiten, die in einer symbolischen Praxis harmonisch und möglichst vollständig repräsentiert werden. Das ist in Dörfern eher gewährleistet als in den offenen sozialen Systemen der Städte und in den lockeren Gesellschaftsgefügen der Frühen Neuzeit ebenfalls eher als in den machtdurchfurchten Klassensystemen moderner Nationalstaaten.²⁴

An diesem Punkt der Entwicklung nun konnten Positionen des »linguistic turn«, der Foucaultschen Diskursanalyse und des Derridaschen Textualismus Eingang in die Geschichtswissenschaft finden. Der »linguistic turn« fand seine erste Rezeption in der amerikanischen »intellectual history« und breitete sich von dort in dem Maße in andere Bereiche der Historiographie aus, in dem diese »diskurslastiger« wurden.²⁵ Das Aufdecken sprachlicher Regeln und Strategien in Texten und Diskursen ersetzte Fragen nach der Intentionalität des Autors und nach der Realitätsangemessenheit seiner theoretischen Konstrukte. Die Abhängigkeitsbeziehungen sprachlicher Zeichen untereinander seien ungleich enger als die Beziehung der Zeichen zu den Dingen, die sie repräsentierten. Da ein »Kontext« niemals unvermittelt wahrgenommen werden könne, sondern immer nur in einer sprachlich vorformulierten Form, die von eben diesen Zeichensystemen geprägt sei, führe die einzig mögliche Annäherung an den »Kontext« über die »Texte«, die ihn repräsentierten. Nicht gesellschaftliche Verhältnisse in ihren Strukturen, sondern die sprachlichen Konventionen über diese Verhältnisse, intertextuelle Strukturen, seien in der Konsequenz Gegenstand von Geschichte. Damit aber werde eine Unterscheidung zwischen Text und Kontext unmöglich. Geschichte habe es mit Texten und ihren wechselseitigen Beziehungen zu tun, mit repräsentierten Wirklichkeiten, die nicht einfach abgebildete Realitäten seien, sondern symbolische oder semantische Wirklichkeiten, die, weil sie das Denkmögliche verkörpern, als Textsysteme gegenüber einem Kontext Priorität besäßen, an den außerhalb der Textsysteme kein Herankommen wäre. Konsequenterweise könne keine Textsorte gegenüber einer anderen privilegiert werden; die Grenze zwischen Quelle und Interpretation sei eine Illusion, die Rekonstruktion sprachlicher Strategien und »Effekte« die einzig legitime Methode einer Geschichtswissenschaft, die Beobachter von und Akteur in diskursiven Praktiken zugleich sei, aber keine Aussagen über eine durch die Texte durchscheinende »historische Realität« mehr tref-

S. 7–43; *ders.*, »Deep play«: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf, in: ebd., S. 202–260. Zur Kritik Lynn Hunt, Geschichte jenseits von Gesellschaftstheorie, in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne, Stuttgart 1994, S. 98–122, hier: S. 104 f.

24 Vgl. z. B. Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hrsg.), Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, S. 6–28, hier: S. 18.

25 Vgl. Mark Poster, Cultural History and Postmodernity. Disciplinary Readings and Challenges, New York 1997, S. 3 ff.

20 Hans Medick, »Missionare im Ruderboot«? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Lüdtke, Alltagsgeschichte, S. 48–84.

21 Vgl. Thomas Sokoll, Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft, in: Mergel/Welskopp, Geschichte, S. 233–272.

22 Vgl. jetzt Chris Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln 1997, S. 179.

23 Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: *ders.*, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1995,

fen könne.²⁶ In einer mit dieser Variante nicht widerspruchsfrei zu vermittelnden Argumentationslinie löste Foucault das neuzeitliche Ich-Individuum auf und »dezentrierte« es zu einer Marionette machtdurchwirkter diskursiver Systeme. Wirkliche Individualität und »agency« sind bei ihm nur im triebgesteuerten, subkulturellen Ausbruch aus dem System möglich, in dem fein verzweigte, alles durchdringende Diskurse, die Wissen mit Macht verknüpfen, den einzelnen einem immer subtileren Terror der Gesellschaft unterwerfen. Das gelte nicht nur für die historischen Subjekte, sondern auch für den, der sie erforscht: Der Autor, so Foucaults bekanntes Diktum, ist »tot«.²⁷ Wenn Text und Kontext ineinander aufgehen, die historische »Persönlichkeit« sich als Illusion erweist und Diskurse, nicht Menschen, die Agenten der Geschichte sind, dann werden mit Derrida und anderen auch die theoretischen Kategorien fragwürdig, mit denen die Historiographie bislang gearbeitet hat, lösen sich mit der ideologiekritischen Entlarvung aller »großen Erzählungen« letztlich alle Vorstellungen auf, die noch von »Geschichte« im Sinne einer wie auch immer beschaffenen Einheit ausgehen, dem Grundkonsens der Geschichtswissenschaft seit dem Aufkommen des Historismus im frühen 19. Jahrhundert.²⁸

Die »dekonstruktivistische« Variante vor allem der modernen Geschlechtergeschichte hat diesen folgenreichen Weg der Selbstlegitimierung durch epistemologische Infragestellung bisheriger Forschungsansätze – bevorzugt zunächst übrigens in der Arbeitergeschichte – am radikalsten beschritten. In einflussreichen Aufsätzen haben feministische Historikerinnen den Universalitätsanspruch arbeitergeschichtlicher Zentralkategorien wie »Klasse«, »Sozialismus« und des Arbeiterbegriffs selber zurückgewiesen: Dies seien »männliche« Konstrukte, die auch in ihrer theoretischen Sublimierung dem sprachlich immanenten »proletarischen Antifeminismus« der historischen Arbeiterschaft und ihren »all male organizations« aufgesessen seien. Mit dem Nachweis ihres interessengebundenen, exklusiven und vor allem: konstruktiven Charakters verjören solche Kategorien der Gesellschaftsbeschreibung ihren theoretischen Wert und ihren substantiellen Status. Das gelte ausdrücklich auch für dezidiert diskursanalytisch orientierte Ansätze der historischen Arbeiterforschung, wie sie vor allem Gareth Stedman Jones entwickelt hat.²⁹ Alternative Kategorien wie die des »Geschlechts« könnten einen heuristisch tiefenschärfenden, da »ursprünglicheren« und subversiveren Zugang zur Geschichte auch der Arbeiterschaft öffnen. Mit dem Nachweis der notwendigen Perspektivität historischer Interpretationen wird damit im Grunde eine prinzipielle Unmöglichkeit begründet, intersubjektive Aussagen über vergangene gesellschaftliche Wirklichkeiten zu treffen. In der Konsequenz reduzieren sich Sozialtheorie und Gesellschaftstheorie auf Epistemologie: auf die Frage nach den Interessen und der Macht, gesellschaftstheoretische Definitionsautorität geltend zu machen. Da epistemologische Universalitätsansprüche in der Folge als politische Machtposition in der »Disziplin« erscheinen, werden nicht nur bestimmte erkenntnistheoretische Lager einer Kritik ausgesetzt, sondern wird Epistemologie prinzipiell politisch verdächtigt, sofern sie konkurrierende Interpretationen übergreifenden Kritikstandards aussetzen will. Die radikale Kritik argumentiert nicht vom Boden einer (noch) nicht realisierten Universalität historischer Erkenntnis aus, die sich nach Weber auch durch Konventionen herstellen ließe, sondern vom Boden einer Gruppenpartikularität, die sich mit der Ablehnung verbindlicher Geltungsstandards von ex-

26 Vgl. Lorenz, Rekonstruktion, S. 163 ff.

27 Vgl. Suzanne Marchand, Foucault, die moderne Individualität und die Geschichte der humanistischen Bildung, in: Mergel/Welskopp, Geschichte, S. 323–348. Vgl. auch Peter Jelavich, Poststrukturalismus und Sozialgeschichte – aus amerikanischer Perspektive, in: GG 21, 1995, S. 259–89, hier: S. 269 ff.

28 Vgl. Poster, S. 4.

29 Joan W. Scott, On Language, Gender, and Working-Class History, in: dies., Gender, S. 53–67.

terner Kritik immunisiert. Damit wird Epistemologie nicht nur politisiert, sondern zu einer Bedürfnisfrage umformuliert, die Geltung mit der Macht identifiziert, sie durchzusetzen.³⁰

Allerdings haben Protagonistinnen dieser radikalen Geschlechtergeschichte – die radikal ist, weil sie sowohl Identifikationsbedürfnisse als auch gegenstandsbezogene Kritik an erkenntnistheoretische Perspektivwechsel koppelt – zurecht auf den historisch variablen und konstruktiven Charakter des »gender«-Begriffes selber hingewiesen: Nicht nur sei »gender« die jeweils machtförmige soziale Organisations- und Politikform von »sex«; selbst das biologische Geschlecht sei ein Repräsentations- und Diskursphänomen und prinzipiell Neudefinitionen zugänglich³¹: Damit gebe es nicht zwei, sondern viele »Geschlechter«. Mit dieser »Dekonstruktion« des eigenen Kernbegriffs droht eine radikale Spielart der Geschlechtergeschichte freilich ihr eigenes theoretisches Instrumentarium sprachlich aufzulösen.³² Das scheint mir eine Folge verschobener Bedürfnisse zu sein, die verschiedene Gruppen in den heutigen Gesellschaften an die Geschichte herantragen: Mit der Ineinssetzung von Text und Kontext verschwindet der historische Akteur hinter der »Bedeutung« – dem einzig verbliebenen Ausweis seiner »agency«, da er diese Bedeutung nicht aus genuinen »Erfahrungen« ableitet, sondern aus dem selbstregulierten System eines überindividuellen Diskurses, außerhalb dessen Erfahrung angeblich nicht möglich sei.³³ Mit dem »Tod« des Forscher-Autors, der in der Verschmelzung von Text und Kontext impliziert ist, wird auch dieser seiner »agency«, des Gegenstandes der »klassischen« Erkenntnistheorie, entkleidet. Übrig bleibt: der Leser, und übrig bleibt eine »dekonstruktivistische« Geschichte, die Munition bereitstellt für den Definitionskampf um die eigene, unsicher gewordene Identität. Dem Vorwurf, mit der Konstruktion eines Gegensatzes zwischen »Erfahrung« und »Diskurs« bzw. dem Aufgehen der ersteren im letzteren sprachlicher Willkür bei der Interpretation qualitativ nicht unterscheidbarer Texte Vorschub zu leisten, begegnet eine solche radikal versprachlichte Variante von Geschlechtergeschichte mit dem Hinweis, es sei legitim, im politischen Interesse an der Behauptung neuer Gruppenidentitäten vom Konstruktionscharakter aller sozialen Kategorien und damit auch von der Möglichkeit ihrer identitätsstiftenden Neuformulierung auszugehen.³⁴ Alternative Geschichtsverständnisse seien zudem, wie ihre »Dekonstruktion« zeige, als imperialistisch, exklusiv und naiv diskreditiert und in ihrem Herrschaftsanspruch über »andere« Identitäten entlarvt.³⁵

Was das für die Arbeitergeschichte bedeutet, liegt klar auf der Hand: Die Geschichte der historischen Arbeiterschaft bietet nur noch einen Textsteinbruch unter anderen, um Material für vorrangige Identitätsklärungen zu liefern. Der Vergleich erübrigt sich, weil Kausalität sich im Gestrüpp gleichrangiger Bedeutungsbeziehungen aufgelöst hat. Das

30 Vgl. Poster, S. 10 ff.

31 Joan W. Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: dies., Gender, S. 28–50.

32 Vgl. Guilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte, in: Mergel/Welskopp, Geschichte, S. 125–150; Kathleen Canning, Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience, in: Signs 19, 1993/94, S. 368–404.

33 Joan W. Scott, The Evidence of Experience, in: Critical Inquiry 17, 1991, S. 773–797.

34 Ebd., S. 777: Es sei zentral, auf die Erfahrungen des Historikers bzw. der Historikerin als Leser bzw. Leserin zu rekurrieren, »who learns to see and illuminate the lives of others in his or her texts«.

35 Das ist natürlich keine einhellige, sondern im feministischen Lager heftig umstrittene Position. Eine ihrer Hauptvertreterinnen ist Judith Butler. Vgl. Judith Butler, Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der »Postmoderne«, in: Seyla Benhabib u. a. (Hrsg.), Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt/Main 1993, S. 31–58; dies., Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt/Main 1997.

Interesse an sozialer Ungleichheit, verkörpert in der Analysekategorie der »Klasse«, ist dem an der »Differenz« zwischen Identitäten gewichen, die nicht zwingend sozialen Trennlinien folgen muß.³⁶ Die Rechtfertigung proliferierender Gruppenidentitäten ersetzt das Bild des Konflikts zwischen gesellschaftlichen Großgruppen durch kleinräumige Vorstellungen fein verästelter Machtbeziehungen und »Politiken«, die im Grunde jeden Diskurs und jede lebensweltliche Praxisform durchziehen: Nicht nur verlieren zentrale Begriffe wie »Macht« und »Politik« mit diesem inflationären Gebrauch jede Trennschärfe; sie werden zu allgegenwärtigen Systemeigenschaften eines Diskurses, der selber wieder als harmonische, wenn auch stark asymmetrische Ordnung – außerhalb von Widerspruch und Konflikt – gedacht ist. Das gesellschaftliche Konfliktfeld wird in hegemoniale Diskursysteme verlegt, in denen der ständige, widersprüchliche, an Brüchen reiche Kampf um die illusionäre Identität des Subjekts tobt.

So wie der Poststrukturalismus im Bereich der disziplinären Epistemologie Sozial- und Gesellschaftstheorie auf Erkenntnistheorie reduziert und diese politisiert hat, weitet sich der erkenntnistheoretische Ansatz beim Blick auf die historischen Gegenstände auf sozial- und gesellschaftstheoretische Aspekte aus. Die Verabsolutierung der Textmetapher bedeutet letztlich nichts anderes, als die Beziehungen zwischen Autor, Leser und Text mit »agency« schlechthin zu identifizieren. Damit wird soziale Praxis gleichbedeutend mit dem Kampf der Subjekte um die Selbst- bzw. Fremdkonstruktion ihrer individuellen und kollektiven Identität. Soziale Praxis erschöpft sich im Identitätskampf in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, den es nur in sprachlicher Form und in den Köpfen der Beteiligten gibt. Damit ist der – berechtigte – Kampf gegen die verdinglichte Vorstellung von »Strukturen« als einer außerhalb der Akteure existierenden Substanz zu einer Position radikalisiert worden, die das Soziale nur noch als intertextuelles Beziehungsmuster begreifen kann – eine neue Reifizierung virtueller und doch wirkungsmächtiger Regeln und Ressourcen, die konstitutiv und regulativ auf das Zusammenleben einwirken, nur nunmehr auf der textlichen bzw. symbolischen Ebene. Während die Kritik an der naiven Realitätsgläubigkeit der Geschichtswissenschaft, die sich über ihren konstruktiven Charakter nicht Rechenschaft abgelegt hat, zur Leugnung aller gegenstandsbezogenen intersubjektiven Erkenntnismöglichkeit eskaliert ist, hat sich die Einsicht in die konstruktive Dimension sozialer Praxis in paralleler Weise zu einer Gleichsetzung von Konstruktionsakten mit sozialer Praxis verallgemeinert.

Diese Entwicklung ist für die deutsche Diskussion, die seit einiger Zeit zwischen einer zunehmend eng definierten Sozialgeschichte und einer zunehmend breit verstandenen Kulturgeschichte entbrannt ist, folgenreich. In vielem ist die diffuse Strömung, die sich unter dem Label »Kulturgeschichte« formiert hat, weniger radikal als die oben skizzierten Ansätze.³⁷ Zudem ist sie weitaus eklektizistischer: Hier stehen Forderungen nach der Aufwertung von »agency«, die z. B. im Rückgriff auf Max Weber und Anthony Giddens begründet werden, neben solchen nach der Abkehr von der »großen Erzählung«, wie sie vor allem in ihrer modernisierungstheoretischen Ausprägung kritisiert wird.³⁸ Pierre Bourdieus kulturalistisches Klassenvokabular findet Eingang in eine kulturgeschichtliche Rhetorik, ohne daß dessen ökonomistische Implikationen, seine Reduzierung von »agency« auf »Distinktionshandeln«, seine Frankreichzentrierung und seine

36 Das ist letztlich die vielleicht ungewollte Folge der Übernahme des Foucaultschen Diskursbegriffes in der ansonsten in weiten Teilen anregenden Studie: *Kathleen Canning*, *Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850–1914*, Ithaca etc. 1996.

37 Vgl. jetzt sehr instruktiv *Ute Daniel*, *Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten in der Geschichtswissenschaft*, in: *GWU* 48, 1997, S. 195–219, S. 259–278.

38 Vgl. dazu *Reinhard Sieder*, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?*, in: *GG* 20, 1994, S. 445–468; *Ute Daniel*, »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: *GG* 19, 1993, S. 69–99.

strukturalistische Statik diskutiert werden.³⁹ Der programmatische Aufstieg der »dichten Beschreibung« verleiht methodischen Ansätzen theoretische Würde, die sich eigentlich prosaisch auf eine bestimmte Themenauswahl – mit Konzentration auf offensichtlich symbolisch stark aufgeladene Rituale – oder auf die Vorliebe für die selbstgenügsame narrative Ausleuchtung von Mikrokontexten zurückführen lassen. Solche Ansätze kennzeichnet eine ausgesprochen antiinstitutionelle Spitze: Rituale und symbolischer Bedeutungsaustausch in »offenen« Gemeinschaften und konsensgesteuerten Lebenswelten besitzen Vorrang gegenüber solchen in Organisationen oder in Unternehmen, die immer hierarchisch, konfliktförmig und durch machtgesteuerte Aushandlungsprozesse konstituiert sind.

Der Ruf nach der »Kultur« scheint die Geschichte weiter zu entökonomisieren, obwohl es in ökonomischen Institutionen, die immer soziale Handlungsfelder sind, interessante Rituale und Diskurse zu entdecken gäbe.⁴⁰ Der inflationäre Gebrauch des Diskursbegriffes, der zwischen Foucault und Derrida pendelt, verschleiert oft eine empirische Rückbesinnung auf eine »Ideengeschichte«, die nun freilich ohne die Autoren auskommt, soziale Breite impliziert, ohne sie nachzuweisen, sich von ihrer Verankerung in konkreten Erfahrungsräumen historischer Akteure verabschiedet und sich im Einzelfall in der intensiven Auslegung weniger Texte erschöpft. In der Kritik an der Sozialgeschichte hat sich die Kulturgeschichte, um sich auf theoretische Autoritäten zu berufen, auf viele, nicht immer miteinander vereinbare poststrukturalistische Ansätze gestützt. In der Konsequenz hat sie damit entweder deren implizite Radikalisierungstendenzen und Defizite unversehens mit importiert, oder sie hat einen eklektizistischen Raum, in dem methodisches und thematisches Zwielficht herrscht, voreilig zur Totalität eines geschichtswissenschaftlichen Gegenentwurfs hochstilisiert. Damit hat sie sich zum Zweck der Selbstlegitimierung und Immunisierung von einem kritischen Dialog mit der Sozialgeschichte verabschiedet, bevor dieser überhaupt beginnen konnte. Und sie hat es – angesichts der mangelnden Kohärenz und Konsequenz dieser Gegenentwürfe – der Sozialgeschichte leicht gemacht, sich selbstzufrieden in ihrer gewiß nicht unumstrittenen Position einzuigeln, was auf ihrer Seite zuweilen durchaus von einem unproduktiven Bekenntnis zum strukturalistischen Reduktionismus begleitet worden ist.⁴¹

In mehrfacher Hinsicht hat die Arbeitergeschichte unter dieser Entwicklung gelitten. Mit der Gleichsetzung von Sozial- und Arbeitergeschichte wird nunmehr die Kritik an der ersteren mit der völligen Abkehr von der letzteren verbunden: Arbeitergeschichte sei antiquiert, neue Themengebiete, die für eine Symbol- und Diskursanalyse von imaginierten, nicht institutionell gebundenen Gemeinschaften eher maßgeschneidert scheinen, sind an ihre Stelle getreten: Nation, bäuerliches Dorf, Geschlechteridentitäten, Körperlichkeit. Das Interesse an der modernen Gesellschaft ist dem an kulturellen Konventionen und ihrer systemischen (Selbst-)Produktion gewichen. Ironischerweise ist damit die historische Arbeiterschaft in den westlichen industrialisierten Gesellschaften recht kurz nach ihrer »Entdeckung« zum zweiten Mal aus der »mainstream«-Geschichte verbannt worden. Paradoxerweise auch hat die berechtigte Forderung, den Arbeiter und die Arbeiterin des 19. und 20. Jahrhunderts als Persönlichkeit, als handelndes Subjekt, das »seine Geschichte selber macht«, zu sehen und zu zeigen, im Gefolge der methodologischen Konjunkturen einer neuen »Dezentrierung« des Akteurs und seiner Unterwerfung unter die Macht der Diskurse und Mentalitäten Platz gemacht.⁴²

39 Vgl. dazu aktuell die Kritik in *Sven Reichardt*, *Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte*, in: *Mergel/Welskopp*, *Geschichte*, S. 71–93.

40 Vgl. *Thomas Welskopp*, *Der Betrieb als soziales Handlungsfeld. Neuere Forschungsansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte*, in: *GG* 22, 1996, S. 118–142.

41 Vgl. etwa *Hans-Ulrich Wehler*, *A Guide to Future Research on the Kaiserreich?*, in: *CEH* 29, 1996, S. 541–572.

42 Vgl. *Poster*, S. 5, S. 9 ff.

Die Frage stellt sich letztlich, inwieweit sich die thematischen und methodischen Umorientierungen der letzten Jahre notwendig aus den theoretischen Vorentscheidungen der Kulturgeschichte und postmodernen Strömungen ergeben. Denn man kann durchaus deren Ansatzpunkte der Kritik und einige ihrer Anliegen teilen, ohne den Schwenk mit allen thematischen und theoretischen Konsequenzen mitzumachen. Trotz aller erkenntnistheoretischen Immunisierungsversuche werden sich die neueren Ansätze der Debatte um intersubjektive Geltungsstandards aussetzen müssen, die, wenn sie nicht mit ihnen geführt werden kann, über sie geführt werden wird. Auch die neueren Ansprüche auf Erfassung eines breiteren sozialen Universums durch die Kategorie der »Kultur« oder des »Diskurses« werden sich an der Bandbreite existierender thematischer Schwerpunkte messen lassen müssen. Es sind im Gefolge der »kulturellen Wende« neue – gesellschaftliche – Blindstellen und weiße Flecke entstanden – bezeichnenderweise in den Bereichen, in denen »das Objekt der Analyse nicht hinreichend deutlich textueller Natur« ist.⁴³ Der Lackmestest der Kulturgeschichte vollzieht sich weniger in ihren legitimen thematischen Schwerpunkten als vielmehr in den Bereichen, denen sie sich nicht widmen will – oder kann. Gerade auch in der Arbeitergeschichte läßt sich daher prüfen, wie weit ihre theoretischen Folgerungen tragen und ob man ihre berechtigten Anliegen nicht von alternativen theoretischen Positionen aus, mit anderen Theoriesprachen, angemessener umsetzen kann.

II. SOZIALHISTORISCHE DEFIZITE UND KULTURKRITISCHE REVISIONSANSPRÜCHE

Die sozialhistorische Arbeiterforschung hat klare Defizite bewiesen. Einerseits von vornherein strukturalistisch ausgerichtet, sah sie andererseits Großkollektive wie Klassen auch theoretisch als wie Kollektivsubjekte handlungsfähige Entitäten an. Dahinter verschwand die historischen Akteure als eigentlich nur Ausführende vorgegebener sozialer Interessen. Im Grunde forderte man aus theoretischen Gründen den historischen Arbeitern ein möglichst weitgehendes Aufgehen in ihrer angestammten Kollektivität geradezu ab und ging damit, wie es E. P. Thompson scharfzüngig formuliert hat, von einer grob vereinfachenden »Grundannahme vom ›Menschen‹ aus – daß nämlich alle Männer und Frauen (sie selbst ausgenommen) verdammt dämlich sind.«⁴⁴ Geschichte erklärte sich danach aus den *vor* dem Handeln der Zeitgenossen liegenden Handlungsbedingungen und den *hinter* ihrem Rücken ablaufenden Prozessen. Gesellschaft wurde als »superorganische« Totalität, als »System«, bestehend aus relativ voneinander unabhängigen ökonomischen, politisch-rechtlichen und kulturellen Subsystemen und als hierarchisch stratifiziertes Gebilde verdinglicht. Man konstruierte eine Makroebene der Gesellschaft, auf der die »eigentliche« Geschichte ablief, die von den Akteuren auf der Mikroebene ihrer Lebenswelten nur unvollkommen erfahren und nur durch organisierte Interessen (wieder auf der Makroebene) beeinflußt werden konnte.⁴⁵ Mit der Hinwendung zur Modernisierungstheorie verlor sich ohnehin die Konzentration auf das, was die moderne Gesellschaft eigentlich als spezifische Konstellation ausmacht und was sie von früheren und andersartigen Gesellschaften prinzipiell unterscheidet. Ihre jeweilige Form konnte mit dem Modernisierungsbegriff »temporalisiert« werden, wobei die Modernisierungstheorie ironischerweise gar keine dynamische Analyse sozialen Wandels er-

43 Ebd., S. 7.

44 Edward P. Thompson, *Das Elend der Theorie*, Frankfurt/Main 1980, S. 207.

45 Vgl. Hans Medick, Mikro-Historie, in: Schulze, S. 40–53; Thomas Welskopp, Westbindung auf dem »Sonderweg«, Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft, in: Wolfgang Küttler u. a. (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 5, Frankfurt/Main 1998 (im Druck).

laubt, sondern ein statisches Bild vom »Wandel als Zustand« entwirft, das, wenn man normative Vorannahmen oder implizite Bezüge zu anderen Theorien über Bord wirft, lediglich eine simple Vorstellung von strukturellen Anpassungsprozessen enthält. Mit der »negativen« Ausformulierung der Modernisierungstheorie in der These vom »deutschen Sonderweg« wandte man sich einem nicht mehr theoriegeleiteten, sondern »historischen« Erklärungsmuster zu, das die deutsche Entwicklung als eine singuläre defizitäre Modernisierung deutete. Damit verschob sich das Augenmerk von den Eigenschaften – und Defiziten – der Moderne auf die Geschichtsmächtigkeit »traditioneller Überhänge«.

In der sozialhistorischen Arbeiterforschung verbanden sich diese modernisierungstheoretischen Annahmen im Konzept der »Klasse« folgenreich mit marxistischen Grundvorstellungen. Modernisierungstheoretisch gewendet, mußte sie auch die moderne Klassengesellschaft nicht als einen »Endzustand« beschreiben, der zwar stark von Wandel, aber von Wandel *innerhalb* der Systemgrenzen, geprägt ist. Das Projekt der »Klassenbildung« sei nie abgeschlossen, und Modernisierungsprozesse könnten auch – und zwar unabhängig vom Fortbestand des kapitalistischen Systems – zur »Klassenentbildung« führen. Der Grad von »Klassenbildung« wurde damit an das Maß von Klassenorganisation und an die Aktualität offenen Klassenkonflikts gekoppelt. In der Konsequenz war die Klassengesellschaft aus modernisierungstheoretischer Perspektive nur ein transitorisches Phänomen. Sie wurde anhand einer ihrer spezifisch-historischen Ausprägungen theoretisch definiert, wobei die Frage, was denn im hochkapitalistischen Zeitalter des 20. Jahrhunderts an ihre Stelle getreten sei, unbeantwortet blieb oder – in der verbreiteten Individualisierungsmetaphorik – modernisierungstheoretisch »verzeitlicht« wurde.⁴⁶

Dabei schleppte man mehr Marx im Gepäck mit, als Distanzierungsgesten und weberianische Relativierungen vermuten lassen. Die Marxsche Vorstellung von »Klassenbildung« als eines Aufstiegs von der »Klasse an sich« zur »Klasse für sich« entpuppte sich als eine theoretische Erkenntnisfalle, da sie zeitgebundene politische Rechtfertigungsprogrammatische für Führungsgruppen der Arbeiterbewegung und theoretisches Interpretationsmuster der eigenen Geschichte in einem war. Die Annahmen von einer fortschreitenden sozialen Homogenisierung der Arbeiterschaft als Voraussetzung von Klassenorganisation und revolutionärer Aktion, der potentiellen Deckungsgleichheit von Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung (nicht zuletzt ein Legitimationsinstrument der Arbeiterbewegung), der Identität von Arbeiterschaft und »Proletariat«, des Lernprozeßcharakters von »Klassenkampf« als Bewußtwerden manifester Gruppeninteressen sowie schließlich eines notwendigen Voranschreitens vom sozialen zum politischen Kampf, von der gewerkschaftlichen zur Parteiorganisation, fanden auf diese Weise Eingang in die historische Theoriebildung und gewannen eine bei näherem Hinsehen fragwürdige theoretische Dignität. In den radikalsten Formulierungen wurden »Klasse« und andere soziale Trennungslinien wie Beruf, Geschlecht, Ethnie und Religion sogar als konkurrierende Identifikationsangebote behandelt, was die Homogenisierungsannahme auf die Spitze trieb. Letztlich konnte man nur dort von »Klasse« sprechen, wo alle anderen Identitätsbestandteile bis zur Unkenntlichkeit hinter die Klassenzugehörigkeit zurücktraten⁴⁷: im Grunde schon von unserer Alltagserfahrung her eine lebensfremde Vorstellung. Formen der Arbeit in Handwerk und Industrie, Arbeitsbeziehungen am Arbeitsplatz und Routinebeziehungen zwischen Arbeitern und anderen sozialen Gruppen rück-

46 Zu Kritik und Gegenentwurf vgl. Thomas Welskopp, Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften. Kritische Skizzen und theoretische Überlegungen, in: Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in Großunternehmen des 20. Jahrhunderts*, Essen 1994, S. 48–106.

47 Als Kritik und mit empirischem Gegenbeweis: Kathleen Canning, Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History, in: AHR 97, 1992, S. 736–768.

ten eigentümlich an den Rand der Betrachtung, vor allem in der deutschen Arbeitergeschichte. Auch die politische Sphäre blieb blaß als das Forum, in dem Großorganisationen die institutionell geronnenen Interessen vertraten, über die sich die Arbeiter in ihren Wohnvierteln, bei ihren Festen, anlässlich ihrer Proteste und Streiks klargeworden waren. »Klasse« im sozialhistorischen Sinne war ein gesellschaftliches Makrokonzept, das nur dort Entsprechungen in der historischen Realität suchte, wo Organisationen vorhanden waren, die vorgaben, eine solche Klasse in ihrer Gesamtheit zu vertreten, d. h. eine Marxsche Begrifflichkeit pflegten.⁴⁸

Ein solches theoretisches und methodisches Gerüst hat es in der Tat schwer, sich gegen die Reformansprüche einer im breitesten Sinne verstandenen Kulturgeschichte zu behaupten. Diese lassen sich im Kern in den Begriffen »agency«, Differenz und epistemologische Kritik bündeln.⁴⁹ Man muß der Tendenz nicht folgen, »Kultur« und »agency« in eins zu setzen und soziales Handeln auf konstruktive Identitätsbildung zu reduzieren. Vielmehr geht es bei der Aufwertung von »agency« darum, den Dualismus von »Struktur« und »Handeln« in einer dualen Vorstellung von sozialer Praxis aufzuheben, die beobachtende, konstruktivistische und diskursive Elemente ebenso einschließt wie die gesellschaftsreproduzierenden Bedingungen und Folgen sozialen Handelns. Der Ruf nach »agency« fordert ein, die historischen Akteure als handelnde Subjekte ernstzunehmen. Geschichte wird von niemand anderem und nirgendwo anders »gemacht« als von den Handelnden in ihren Interaktionsbeziehungen. Die Kategorien der »Struktur« und des »Systems« müssen daher so formuliert werden, daß transparent wird, wie sie durch das Bewußtsein der Akteure hindurch produziert und in ihrer Praxis reproduziert werden. Dabei kann Bewußtsein nicht als »Lerncontainer« Marxscher Prägung, sondern muß als komplexer Zusammenhang von Erfahrung, Handlungswissen und Handlungssteuerung begriffen werden, in den mentalitäre Dispositionen, Deutungsmuster und diskursive Elemente handlungsprägend eingehen. Wenn man die allein realitätsprägende Macht des Diskurses auch bestreiten mag, so steht die Realität mitkonstituierende Kraft von Deutungen, Symbolen, Sprachregeln und diskursiven Formationen außer Frage. Folgerichtig müssen sie in die Analyse Eingang finden. Die doppelte Konstituierung sozialer Realität als Handlungs- und Strukturzusammenhang, in dem Strukturen außerhalb der Praxis nur eine virtuelle Existenz haben, trotzdem aber Interaktionen in angebbaren Mustern organisieren, stellt eine beträchtliche theoretische Herausforderung dar. Sie zu akzeptieren bedeutet, das eigene gesellschaftstheoretische Strukturwissen nicht vom Strukturwissen der Zeitgenossen abzukoppeln. Gesellschaft und soziale Systeme sind real vor allem, weil sich die Akteure auf sie beziehen und ihre Regeln und Ressourcen kenntnisreich anwenden. Strukturen und Systeme müssen daher in konkreten Interaktionsbeziehungen zwischen Akteuren, in Gemeinschaftsbildungen und Institutionen oder vernetzenden Diskurssystemen wiedererkennbar gefaßt sein.⁵⁰ Gegenüber einer textmetaphorischen Theoriesprache bietet eine »praxeologische« Terminologie ungeachtet ihres ebenfalls metaphorischen Charakters letztlich den Vorteil, ein Grundmo-

dell sozialer Interaktion als Ausgangspunkt zu besitzen, das unseren Alltagserfahrungen ebenso entspricht wie der »realistischen Absicht, adäquat weitermachen zu können«, mit der die historischen Akteure ihre sozialen Beziehungen interpretieren.

Der historische Akteur ist eine komplexe, widersprüchliche Persönlichkeit, die sich über vielfältige Beziehungen zu ihrer Umwelt definiert und ihre dynamische Identität aus verschiedenen Elementen immer neu zusammensetzt. Hier ist die Forderung der Geschlechtergeschichte überaus berechtigt, »gender« als historisch variablen, konstitutiven Bestandteil von Identität und die »Geschlechterbeziehung« als konstitutiven Bestandteil jedes Interaktionsnetzwerkes in die Analyse einzubeziehen. Das bedeutet nicht nur, daß die »Frauen dazukommen«; vielmehr ist jede soziale Beziehung, auch die zwischen Männern, als »gendered« zu betrachten.⁵¹ Gerade aus analytischen Gründen: Wenn man validere Erklärungen historischer Phänomene anstrebt, ist es überfällig, die Geschlechterdimension als ubiquitären Aspekt jeder *allgemeinen* Geschichte in Analyse und Theoriebildung zu integrieren und das professionelle Ghetto einer Sonderwissenschaft vom »Geschlecht« mit eigenem Gegenstandsbereich aufzubrechen. Ein *relationaler* Begriff von Struktur und Handeln erweist sich allein in der Lage, die Brücke zwischen dem Akteur und kollektiven Zusammenhängen zu schlagen: Struktur ist dann nicht nur als beobachtete Regelmäßigkeit im Handeln, als »recurrent practice« zu begreifen, sondern als »recursive practice« zu rekonstruieren, die nur dann erklärt werden kann, wenn man die Regeln und Ressourcen identifiziert, auf die sich die Handelnden in ihrer Praxis angeben und nachweisbar beziehen.⁵²

Wenn man – ein wenig hemdsärmelig – von den linguistischen und sprachphilosophischen Subtilitäten absieht, die bei Derrida und anderen den Inhalt des Begriffes »Differenz« prägen, dann kann man mithilfe dieser Kategorie durchaus produktive Ansprüche an eine grundlegende Erweiterung der sozialhistorischen Arbeiterforschung stellen. »Differenz« in diesem Sinne meint zunächst den Abschied von der Vorstellung, ein »Allgemeines« sei nur unter Homogenitätsvoraussetzungen gegeben bzw. existiere nur dort, wo seine Eigenschaften in jedem seiner Elemente vollständig vorhanden sind, als Totalität. Das bedeutet, daß man »Klasse« nicht als konturenlose Masse grauer proletarischer Einzelexistenzen – als Produkt wie auch immer gearteter Homogenisierungsprozesse – denken darf. In einer solchen Lesart hat es zu keiner Zeit und in keiner Gesellschaft je eine »Arbeiterklasse« gegeben. Wie viele neuere Forschungen zu spezifischen Arbeitergruppen gezeigt haben, gab es zu jeder Zeit ein breites Spektrum außerordentlich verschieden ausgeprägter »Produktionsmilieus«, wobei sich oft genug unterschiedliche Branchen in dieser Hinsicht stärker voneinander absetzen ließen als die internen sozialen Konstellationen dieser Branchen über Ländergrenzen und Kontinente hinweg.⁵³ Zugleich

48 Zur Kritik vgl. Klaus Weinbauer, Arbeiterklasse ohne Arbeiterhandeln? Rezension zu G. A. Ritters und K. Tenfeldes Arbeiterbuch, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 8, 1993, H. 3, S. 80–88. Der Sammelband von Klaus Tenfelde (Hrsg.), Arbeit und Arbeiterfahrung in der Geschichte, Göttingen 1986, enthält gerade einmal zwei Aufsätze über industrielle Arbeitsverhältnisse. Im Gegensatz zu ihrem angelsächsischen Pendant ist die deutsche Arbeitergeschichte lange Zeit ausgesprochen »arbeitsplatzfern« gewesen, ohne die Hintergründe dieses unterschiedlichen Zugriffs theoretisch zu erörtern.

49 Isabel Hull, Feminist and Gender History through the Literary Looking Glass: German Historiography in Postmodern Times, in: CEH 22, 1989, S. 279–300.

50 Vgl. Thomas Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: AfS 35, 1995, S. 339–367, hier: S. 364 ff.

51 Vgl. Ute Frevert, Männergeschichte oder die Suche nach dem »ersten« Geschlecht, in: Manfred Hettling u. a., Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 31–43; Michael Roper/John Tosh (Hrsg.), Manful Assertions. Masculinities in Britain since 1800, London etc. 1991.

52 Thomas Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse. »Handeln« und »Struktur« bei Max Weber und Anthony Giddens, in: Mergel/Welskopp, Geschichte, S. 39–70; Charles Lemert, Sociology After the Crisis, Boulder/Co. 1995, S. 150 ff.

53 Joan W. Scott, The Glassworkers of Carmaux: French Craftsmen and Political Action in a Nineteenth-Century City, Cambridge 1974; Klaus Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn 1981; Franz-Josef Brüggemeier, Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1919, München 1983; Michael J. Neufeld, The Skilled Metalworkers of Nuremberg. Craft and Class in the Industrial Revolution, New Brunswick 1989; Ulrich Zundick, Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar 1853–1914, Stuttgart 1990; Thomas Welskopp, Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994; David Jardini, From Iron to Steel: The Recasting

konnten diese Produktionsmilieus sich wandeln, zuweilen in hohem Tempo, was sie denen in anderen Branchen ähnlicher werden ließ, sie aber zugleich von anderen, ursprünglich verwandten Branchen entfernte. Um 1860 waren z. B. die Produktionsmilieus in der Eisenindustrie Englands, der USA, Frankreichs und Deutschlands eng verwandt mit denen der Glasbläser, der Kohlebergarbeiter, der Eisenschiffbauer und verschiedener Elitehandwerker. Um 1890, mit dem Aufkommen des Flußstahls, hatten sie sich von diesen wegentwickelt und sich den Arbeitsbeziehungen der Eisenbahnbauarbeiter, der Schlachthofarbeiter, der Gummiarbeiter und der Chemiarbeiter angenähert. Seit ungefähr 1910 sorgte die Vollmechanisierung der Produktionsprozesse für ein »reskilling« der Stahlarbeiter, deren eng verzahnte, hochqualifizierte Arbeitsgruppen nunmehr dem Gefüge von Schiffsbesatzungen oder Montagekolonnen auf Werften und im Anlagenbau ähnlicher wurden. Unter dem Strich war das keinesfalls ein Homogenisierungsprozeß der Gesamtarbeiterschaft. Im Gegenteil spielten, wie bei den Bergarbeitern, den Hafentarbeitern oder den Werftarbeitern, die spezifischen Vergemeinschaftungsformen und Gruppenressourcen, die in den jeweiligen Arbeits- und Kooperationsbeziehungen wurzelten, für die Organisationsfähigkeit der Stahlarbeiterschaft und ihre Konfliktfähigkeit in den industriellen Beziehungen in allen drei Phasen der Entwicklung eine überragende Rolle.⁵⁴

Selbst die so dezidiert berufsübergreifend organisierte frühe deutsche Sozialdemokratie – die übrigens die Arbeiter in der Schwerindustrie nie wirklich zu integrieren vermochte – homogenisierte ihre Basis nicht, die auf ihren handwerklich-gewerblichen Berufsidentitäten beharrte. Vielmehr bündelte sie diese in der spezifischen sozialen Sphäre der Vereine und Versammlungen auf der Grundlage einer übergeordneten, detailliert ausgehandelten und immer umstrittenen, politisch konstruierten Arbeiteridentität. Zudem war auch diese Bewegung viel partieller als die große Zahl der in ihr vertretenen Berufe annehmen läßt: Sie integrierte viele Berufe innerhalb eines relativ begrenzten, hauptsächlich handwerklichen Spektrums; sie band einige Berufsmilieus wie z. B. die Bauhandwerke nur indirekt an ihre Vereins- und Versammlungskultur; sie schloß eine erstaunliche Anzahl gewerblicher und intellektueller Berufe ein, aber die meisten Fabrikarbeiter und fast alle Landarbeiter faktisch aus. Die »universale« Sozialdemokratie blieb eine extrem milieugebundene Bewegung und kann daher in ihrer Gestalt nur durch Rekurs auf die spezifischen Eigenschaften ihrer Basismilieus und auf die integrierende Funktion ihres Vereinslebens angemessen erklärt werden. Die frühe deutsche Sozialdemokratie repräsentierte daher nicht Arbeiterbewegung im Sinne eines theoretischen »Allgemeinen«, sondern sie war eine sozial spezifische Bewegung, deren partikuläre Organisationskultur aus bestimmten Gründen berufsübergreifend strukturiert war und ein »allgemeines« Verständnis des Arbeiterbegriffs förderte. Eine Typologie von Arbeitergruppen, die auch historischen Wandel einbezieht, kann diesem Formenreichtum, in dessen Vielfalt jeweils spezifische Wirkungszusammenhänge stecken, adäquater Rechnung tragen als jede Homogenisierungsvorstellung. Die theoretische Bündelung strukturgleicher aber formverschiedener Phänomene ist die Aufgabe eines solchen typisierenden Verfahrens, das Differenz anerkennt und in dieser Differenz Erklärungsfaktoren vermutet.⁵⁵

Damit ist ein weiteres theoretisches Problem verbunden: Eingeführte Klassenkonzepte richten ihr Augenmerk ausschließlich auf angenommene Vergemeinschaftungsprozesse.

of the Jones and Laughlin Workforce between 1885 and 1896, in: *Technology and Culture* 36, 1995, S. 271–301; *Klaus Weinbauer*, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen 1914–1933, Paderborn etc. 1994.

54 Vgl. *Welskopp*, Arbeit.

55 *Ders.*, Stolpersteine, S. 366 f.

Die Beziehungen zwischen Klassengenossen sind es, die gemeinhin unter der Kategorie der »Klasse« geführt werden. Dabei hatte schon Max Weber zurecht darauf hingewiesen, daß Klassen keine Gemeinschaften sind.⁵⁶ In der Konsequenz von anderthalb Jahrhundert Klassentheorie läßt sich postulieren, daß das, was »Klasse« definiert, die Beziehung zwischen den Angehörigen *verschiedener*, antagonistischer Klassen ist. Klassenbeziehungen sind systemisch und rechtlich abgestützte Kombinationen von (Markt-) Machtgefällen und asymmetrischen (betrieblichen) Herrschaftsverteilungen. Sie sind daher am Ort ihres Entstehens und ihrer Reproduktion – in den Betrieben und Märkten – zu konkretisieren und empirisch auszuleuchten. Das stabile, gleichwohl in seinen Formen und Konsequenzen veränderliche Element, das eine Gesellschaft zur Klassengesellschaft macht, ist die Klassenstruktur zwischen Produktionsmitteleigentümern bzw. -kontrolleuren und den Anbietern von Arbeitskraft und Qualifikation. Daß sich daraus Ansätze zur Vergemeinschaftung innerhalb verschiedener Berufsgruppen und auch zur (z. T. berufsübergreifenden) Organisation ergeben können, ist eine valide, historisch gesättigte Annahme, aber noch keine hinreichende Erklärung, vor allem nicht der konkreten institutionellen Formen, die solche Organisationen in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten angenommen haben. Erst die Analyse der Voraussetzungen, Bedingungen und Konstellationen, unter denen dies geschieht, kann solche Erklärungen liefern. Um das Klassenkonzept in der vergleichenden Arbeitergeschichte auf fruchtbare Weise anwenden zu können – und nicht nur in dieser, denn das hier skizzierte Modellbildungsverfahren nimmt von vornherein die anderen sozialen Gruppen in der Gesellschaft mit in den Blick –, bedarf es einer »erfahrungsnahen« Rekonstruktion von Kollektivbildungen *auf der Basis* von Klassenstrukturen; einer Rekonstruktion konkreter Vergemeinschaftungsprozesse, die in der Klassenbeziehung allein nicht zwingend angelegt sind und in einigen Phasen der Geschichte sich als höchst unwahrscheinlich erwiesen haben. In industriekapitalistischen Gesellschaften existieren Klassensysteme; was das für Gruppenbildung, Identitätsstiftung, Organisation und Konflikt jeweils bedeutet, ist Gegenstand einer theoriegesättigten Gesellschaftsgeschichte und nicht einer apriori-Definition.

Eine theoretisch reflektierte Typenbildung fordert den Vergleich und bekommt Differenz in den Griff, ohne ihre realitätskonstituierenden Effekte zu planieren. Daraus ergeben sich interessante interpretative Perspektiven für eine moderne Arbeitergeschichte: Daß »Proletariat« und Arbeiterklasse nicht zwingend *theoretisch* aufeinander verwiesen sind, hat vor einigen Jahren Josef Mooser überzeugend gezeigt.⁵⁷ Es könnte sich lohnen, die kontingenten Elemente des Verhältnisses zwischen Kapitalismus und Industrialismus in ebensolcher Schärfe herauszuarbeiten. Im Deutschland des 19. Jahrhunderts koexistierte eine breite kapitalistische Kommerzialisierung vor der Industrialisierung mit einer rapiden Expansion des Fabriksystems in randständigen und isolierten Subsektoren. Es war im Umfeld des ersten Prozesses, nicht des zweiten, daß eine frühe sozialdemokratische Arbeiterbewegung entstand. Radikale Systemfeindschaft kann mithin auch als Folge einer nicht flächendeckenden Durchsetzung des Industrialismus interpretiert werden. Und machte es die Etablierung der großen Industrie, die durch ihre Kapitalintensität auch die Kapitalisten an den »Produktivitätspakt« mit seinen Arbeitnehmern band, nicht eigentlich erst möglich, sich relativ dauerhaft in einer Klassengesellschaft einzurichten? Signalisiert die weltwirtschaftliche Bewegung der 1990er Jahre mit ihrer neuen Entkopplung von Kapitalismus und Industrie nicht eine endgültige Aufkündigung je-

56 *Max Weber*, *Wirtschaft und Gesellschaft*, hrsg. von *Johannes Winkelmann*, Tübingen 1980, S. 533, S. 539 f.

57 *Josef Mooser*, *Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt/Main 1984.

nes konfliktreichen Konsenses, was mit einer strukturellen Überforderung der auf den Industrialismus fixierten Gewerkschaftsbewegung verbunden ist? Die Rolle von Berufsstolz, Kooperationsbeziehungen, »peer group«-Verhalten und Männerbünden am Arbeitsplatz für die Konstituierung auch kampfkraftiger Arbeiterkollektive kann in einem solchen Verfahren angemessen erfaßt werden. Gewerkschaften werden in ihrer institutionellen Vielgestalt auch als Institutionen der Machtbündelung und Machtausübung transparent; damit kann z. B. den oft als anachronistisch denunzierten exklusiven Berufsgewerkschaften des 19. Jahrhunderts analytisch Rechnung getragen werden, ebenso wie dem nicht selten organisationsfernen Betriebssyndikalismus seit den 1920er Jahren. Ferner: Die Gewerkschaften waren immer mehr als nur Vorstadien von selbständigen Arbeiterparteien, deren Existenz keineswegs selbstverständlich ist. Zwischen 1848 und 1878 entwickelten sich die Organisationsformen in Deutschland zuweilen regelrecht gegeneinander. Hier, in einer Gesellschaft, in der eine »organische« Gewerkschaftsbildung von unten wegen fehlender betrieblicher Voraussetzungen und hemmender zünftiger Reststrukturen besonders schwierig war, blieb »Gewerkschaft« lange Zeit nichts anderes als ein organisationspolitisches Diskussionsthema im Forum der integralen, multifunktionalen Arbeitervereine, der Keimzelle der sozialdemokratischen Parteien. Der Blick auf die lebensweltlichen und mikropolitischen Dimensionen der Beziehungen zwischen Basis und Organisation sowie der institutionellen Binneninteraktion kann sich auf der Basis eines solchen Konzeptes entscheidend schärfen. Dabei muß Berücksichtigung finden, daß die Klassenstruktur des modernen Industriekapitalismus eine zentrale, nicht aber die einzige institutionelle Achse der modernen Gesellschaft ist; die aufsteigende »civil society«, nur kurzzeitig vom »Bürgertum« monopolartig besetzt, war ebenso wie der machtakkumulierende moderne Anstaltsstaat immer ein Diskurs- und Machtforum, in das sich industriegesellschaftliche Konfliktlagen übersetzen konnten. Schließlich: Differenz anzuerkennen, ohne den Anspruch auf – adäquatere, »erfahrungsnähere« – Generalisierung aufzugeben, zwingt dazu, die historischen Arbeiter- und Arbeiterinnenindividuen in ihrem explizit vertretenen Anspruch auf die eigene individuelle Persönlichkeit ernstzunehmen und auch der Vielfalt und dem Spannungsreichtum ihrer Identitätsbildung in deren staatsbürgerlichen und Geschlechteraspekten Rechnung zu tragen.

Das Gebot der »Differenz« leitet über zum Anspruch auf epistemologische Reorientierung, der sich anstatt auf die »dekonstruktivistische« Pflege von Ideologieverdacht zum Zweck eigener Immunisierung auf die Form des Theoriegebrauchs in der Sozialgeschichte konzentrieren sollte. Der Umgang mit Theorie in der Sozialgeschichte, der zwischen dem distanzierten Konzeptshopping im Supermarkt der »systematischen Nachbarwissenschaften« und dem Beharren auf wirklich »historischen« Erklärungsmustern und Darstellungen pendelt, denen die »angewandten« Theorien quasi »vom Hals« gehalten werden sollen, ist zurecht kritisiert worden. Denn damit ist ein qualitativer Unterschied zwischen dem – heutigen – Theoriewissen der Historiker und dem Strukturwissen der Zeitgenossen ebenso impliziert wie die generelle Überlegenheit des ersteren und die Form theoretischer Begriffsbildung als einmaliger, vorgängiger Akt, an dessen Ende die gültige empirische Interpretation als der Modus steht, in dem historisches Wissen aufbereitet wird. Vergleichende Geschichtswissenschaft ist aber eine enorm theoriehaltige Disziplin, die ihrerseits auch Aufgaben in der Theoriebildung wahrnehmen muß, in einem schleifenförmigen Verfahren zwischen typisierender Differenzierung und synthetisierender Generalisierung.⁵⁸ Davon sind die Begriffe nicht ausgenommen: In entscheidendem Maße werden theoretische Kategorien, die unserem Gegenwartsverständnis entlehnt sind, historisiert, d. h. daraufhin befragt werden müssen, was sie im jeweiligen

Untersuchungszeitraum denn eigentlich bedeuteten, welche konkreten Erfahrungs- und Deutungsmuster sich mit ihnen verbanden. Das gilt nicht zuletzt für den Arbeiterbegriff selber. Umgekehrt erfordert eine solche Historisierung, daß ihre Ergebnisse in die Begriffsbildung miteinfließen und unser stark aktualistisches Begriffsverständnis mit dem Bewußtsein historischer Ausprägungsmöglichkeiten anreichern. Historische Theoriearbeit steht immer in der Spannung zwischen dem heuristischen »Ausprobieren« theoretischer Kategorien und ihrer systematischen Re-Formulierung im Licht der empirischen Befunde, die mit ihrer Hilfe erschlossen worden sind. Dabei sind theoretische Begriffssysteme immer auch Darstellungsmittel jeder Geschichte, die Aussagen treffen will, welche über den konkret rekonstruierten Einzelfall hinausweisen. Die produktiven Konsequenzen einer Aufwertung von »agency«, Differenz und epistemologischer Kritik sollen an zwei Beispielen aus meinem laufenden Forschungsprojekt zur frühen deutschen Sozialdemokratie exemplifiziert werden.⁵⁹

Die frühe deutsche Sozialdemokratie war eine Vereins- und Versammlungsbewegung, die ihre berufsübergreifende Integrationskraft für Angehörige des Handwerks und einiger bürgerlicher Berufe aus dem lebensweltlichen Abstraktionsschritt bezog, der die Voraussetzung für die Kreation einer »allgemeinen«, staatsbürgerlichen Versammlungsoffenheit bildete. Man traf sich im Verein und bei der Versammlung nicht als Tischler, Schneider, Schuhmacher, Lehrer, Gastwirt oder Arzt, nicht als Meister oder Geselle, sondern man erhob sich selbst und damit die ganze Gruppe zu einer streng formalisierten Gemeinschaft politischer Aktivbürger in der modellhaft gedachten »Minirepublik« des Vereins. Trotzdem – oder gerade deshalb – nannte man sich »Arbeiterbewegung«. Dieser zeitgenössische Arbeiterbegriff reflektierte bei näherem Hinsehen weniger das Fortschreiten einer beruflichen Trennlinien nivellierenden Durchsetzung von Lohnarbeit, sondern eine nachständige Begründung von Bürgerrechten und neuartiger Gemeinschaftsbildung aus der gesellschaftlichen Produzentenrolle. Damit besaß der Arbeiterbegriff eine dezidiert antizünftige Spitze. Indem er als soziale Sammelkategorie die traditionelle Zuordnung zum Handwerk sukzessive ersetzte, löste er vor allem die Gesellen aus Vorstellungen patriarchalischer zünftiger Unterordnung und stellte alle Produzenten als Individuen im Kampf um Bürgerrecht und Partizipation gleichberechtigt nebeneinander.

Der Arbeiterbegriff war weniger eine soziale Selbstbeschreibungskategorie als ein weites Dachkonzept, das eine soziale Koalition verschiedener Produktionsmilieus begründete, deren lebensweltliches Zentrum der Arbeiterverein war. Hier waren Produzenten aller Art zusammengeschlossen: Gesellen und Meister, Lohnarbeiter und Selbständige sowie intellektuelle »Kopfarbeiter«, sofern sie von ihrer eigenen Arbeit und nicht von der Ausbeutung anderer lebten. Die Grenze für diesen Status zog man in überraschender Übereinstimmung bei einer Betriebsgröße von fünf Personen (Meister und vier Gesellen). Als Gegner fungierte nicht der Unternehmer in der Rolle des betrieblichen Herrschers und Ausbeuters von Lohnarbeit, sondern der »müßiggängerische« Kapitalist, der sich ohne eigene Leistung an der Arbeit der eigentlichen Produzenten bereicherte, ihre intakten handwerklichen Produktionsbeziehungen parasitär aussaugte und langfristig unterminierte:

»Unter Arbeiter verstehen wir jeden, der von seiner eigenen Arbeit und nicht von der Ausbeutung anderer Arbeiter lebt, jeden, der durch seine persönliche Tätigkeit dem Ganzen, entweder der Gemeinde oder dem Volksganzen nützt, mag er als Fabrikarbeiter, als Handwerker den Bedürfnissen der Menschheit genügen und den Wohlstand der Nation schaffen oder durch die Arbeit des Kopfes seinen Beitrag zur Befreiung, Bildung und Veredlung des Volkes liefern.«⁶⁰

59 Vgl. ders., Das rote Banner der Brüderlichkeit. Die frühe deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Erlaß des Sozialistengesetzes, Habilitationsschrift, Freie Universität Berlin 1998.

60 Allgemeine Arbeiter-Zeitung, Nr. 1, 18. 5. 1848. Hervorhebung im Original.

58 Vgl. Thomas Welskopp, Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24, 1998, S. 169–194.

Drastischer formulierte diese Vorstellung, die zwischen Vormärz und dem Erlaß des Sozialistengesetzes völlig konstant blieb, der Chemnitzer LADAV-Agitator Reuter im Jahre 1869:

»Ferner wies Er nach daß uns immer entgegen gehalten würde was wollen denn die Arbeiter bezwecken sie haben ja kein Geld was wollen nun die bezwecken; ich kenne blos 3 Classen Menschen 1. die Diebe 2. die Bettler u. 3. die Arbeiter also unter die Diebe rechne ich mich nicht weil ich nicht stehlen darf. Unter die Bettler rechne ich mich nicht, weil ich mich durch meiner Händearbeit ehrlich ernähre und 3. die Arbeiter also Arbeiter sind wir. Nun meine Freunde Diejenigen die nicht Arbeiter sein wollen entweder sind das Diebe oder Bettler.«⁶¹

Das war ein Arbeiterbegriff, der die Erfahrung der Ausbeutung durch den Kapitalismus vorrangig in der Distributionssphäre verortete. Den Kapitalismus personifizierte die Gestalt des Kaufmann-Unternehmers, der in die vornehmlich noch kleinbetrieblich-handwerkliche Produktion nicht eingriff, sondern sein Geld auf vermeintlich »unproduktive« Weise verdiente, indem er es den wirklichen Produzenten abpreßte und zudem dieses eigentliche Volksvermögen auch noch frivol verpraßte. Es kann nicht überraschen, daß auf diesen breiten sozialen Arbeiterbegriff zusätzliche politische Konnotationen aufgesetzt werden konnten, so daß man unter der Arbeiterschaft im politischen Sinne schließlich die Mehrheit des Volkes, das »eigentliche Volk« verstand, knapp 90 Prozent der Bevölkerung, wie es im Anschluß an Ferdinand Lassalle immer wieder postuliert wurde. So sah es Wilhelm Liebknecht 1875:

»Daß wir uns *Arbeiterpartei* nennen, ist getadelt worden; man hat gesagt, dadurch beschränkten wir die sozialistische Bewegung, die eine allgemein menschliche sei, ein allgemein menschliches Ziel verfolge, auf eine bestimmte Bevölkerungsklasse. Der Einwand ist aber nicht stichhaltig. Das Wort Arbeiter hat durchaus keinen exklusiven Charakter. Arbeit ist Bethätigung des Menschentums. Die Arbeit ist das spezifisch menschliche, ist was den Menschen von dem Thier unterscheidet. Durch Arbeit wird der Mensch erst zum Menschen. Arbeiter heißt also Mensch – als Mensch sich bethätigender Mensch, und Arbeiterpartei nennen wir uns nicht blos, weil wir die Arbeit als einzige wirtschaftliche Basis der Gesellschaft anerkennen und darum die allgemeine Arbeitspflicht auf unser Banner geschrieben haben, sondern auch im Hinblick auf den echt menschlichen Charakter der Arbeit, weil die Arbeit alleinige Trägerin der Kultur und des Menschentums ist, so daß Arbeiterpartei heißt: die Partei der wahren Kulturkämpfer, die Partei der für Kultur und Menschentum ringenden Menschen.«⁶²

Der politische Arbeiterbegriff der frühen deutschen Sozialdemokratie war geeignet, inklusive volksparteiliche Koalitionen zu bilden, indem er den Status des vollberechtigten politischen Aktivbürgers nicht, wie die Liberalen es taten, an die besitzbewehrte Unabhängigkeit des (privaten) Haushalts knüpfte, sondern an eine Produzentenrolle, die die gesellschaftlich nützliche Arbeit als eine Art Besitz und als Grundlage einer »harmonischen Persönlichkeit« verkörperte: »Der vermeintliche Gegensatz zwischen Arbeitern und Bürgern verschwindet, denn nur die Arbeit (in unserem erweiterten Sinne) berechtigt zum Bürgerthum, mit einem Worte: nur der Arbeiter ist Bürger.«⁶³ Diesem umfassenden Arbeiterbegriff gegenüber, der tendenziell die weit überwiegende Mehrheit des Volkes einschloß, verblieb eine kleine Gruppe um so präziser benennbarer Gegner: das »Pfaffenthum, die Aristokratie der Geburt – das Junkertum – und die Aristokratie des Geldes und des Besitzes – die Bourgeoisie«. Und diese Gegner wurden in zunehmendem

61 BA, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (fortan: SAPMO), Bestand LADAV: RY 15/6/66: Briefe und Berichte der Bevollmächtigten der Gemeinden Breslau, Brinkum b. Bremen, Buchholz b. Chemnitz, Burkhardsdorf b. Chemnitz, 1868–1870, Bl. 94 f.: Oswald Roscher an das Präsidium, Burkhardsdorf, den 28. 2. 1869.

62 Protokoll des Vereinigungs-Congresses der Sozialdemokraten Deutschlands abgehalten zu Gotha, vom 22. bis 27. Mai 1875, Leipzig 1875, S. 35 f. Hervorhebung im Original.

63 Zit. in *Ditt*, S. 137.

Maße in Gestalt ihrer politischen Organisationen identifiziert und attackiert. August Bebel formulierte dies 1869: »Die verkörperte Bourgeoisie das seien nun alle liberalen Parteien.«⁶⁴ Eine sprachensible Historisierung des Arbeiterbegriffs ermöglicht es somit nicht nur, die frühe deutsche Sozialdemokratie und ihre Gesellschaftsvorstellungen tiefer als bisher in den alltäglichen Erfahrungsräumen und Deutungsmustern ihrer handwerklichen Basismilieus zu verankern; sie erschließt auch frische Perspektiven auf eine Erklärung des Phänomens frühe Sozialdemokratie selber.

Mein zweites Beispiel zielt darauf ab zu illustrieren, wie zentral die Kategorie des »Geschlechts« bei der Formierung sozialdemokratischer Identitäten beteiligt war und wie variabel und historisch spezifisch sich Geschlechterbeziehungen in den Arbeiterbewegungen verschiedener Gesellschaften ausprägen konnten. Ava Baron hat für die Drucker und Schriftsetzer in den nordamerikanischen Städten des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet, daß diese ihren Beruf im Laufe der Jahrzehnte quasi künstlich »vermännlichten«, gestützt auf die retrospektive Erfindung einer fiktiven »maskulinen« Geschichte ihres »trades«. Der Mythos des männlichen Druckerberufs entstand just in einer Phase der Verunsicherung etablierter Qualifikationsstandards durch technologischen Wandel. Das Beschwören von »Männlichkeit« – und die damit implizierte Exklusion von Frauen aus der Branche – kompensierte Unsicherheit am Arbeitsplatz und diente der diskursiven Neuordnung der Berufsidentität ebenso wie der männerbündischen Rekonstituierung von Organisationsansätzen.⁶⁵ Anna Clark führt die hohe Zahl gerichtsnotorischer Gewalttätigkeiten in britischen Arbeitererehen des 19. Jahrhunderts auf die Bedeutung der männerbündischen, misogynen Gesellenkultur für die Zentrierung von Arbeiteridentitäten am Arbeitsplatz und in den gewerkschaftlichen Organisationen zurück: Das »male bonding« in den Werkstätten und Kneipen bildete das lebensweltliche Zentrum dieser Handwerker-Arbeiter. Hier entstanden Deutungsmuster und Bedürfnisse, die mit den Anforderungen des Familienlebens nur zu schnell in Konflikt geraten mußten. Frauenfeindlichkeit wurde zu einem zentralen Bestandteil einer gefährdeten Arbeiteridentität, die ihre Respektabilität nur in einer öffentlichen Sphäre geltend machen konnte, welche demzufolge männlich definiert wurde, während die Frauen in den Bereich einer neu zu schaffenden »Domestizität« verwiesen wurden. Konsequenterweise leiteten diese Handwerker-Arbeiter politische Partizipationsansprüche aus ihrer »öffentlichen« Männlichkeit ab und nicht aus ihrer oftmals illusorischen Unabhängigkeit als Vorstände privater Haushalte. Ein kompensatorischer Männlichkeitskult, gekoppelt an rekordverdächtigen Alkoholkonsum und häusliche Gewalt, federte in der Stahlindustrie Deutschlands und der USA um die Jahrhundertwende betriebliche Erniedrigung, schroffe Vorgesetztenherrschaft am Arbeitsplatz und organisatorische Ohnmacht in den Belegschaften ab, und zwar über ethnische Grenzen hinweg.⁶⁶

Auch die frühe deutsche Sozialdemokratie war eine Männerbewegung, nicht nur, weil die Vereinsgesetze die Mitgliedschaft von Frauen in politischen Vereinen bis 1908 verboten. Vielmehr hielt die frühe Sozialdemokratie das weibliche Geschlecht aus freien Stücken – aus Identitätsstiftungsgründen – von der zentralen Sphäre lebensweltlicher Vergemeinschaftung: den Vereinen und großen Volksversammlungen, fern. Dabei ist si-

64 Ebd., S. 138. Das Bebel-Zitat in: Dieter Langewiesche, Zur Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Unbekannte Briefe von August Bebel und Wilhelm Liebknecht aus den Jahren 1866, 1867 und 1869, in: AfS 15, 1975, S. 301–321, hier: S. 320.

65 Ava Baron, »Gendered Subjects: Re-presenting »the worker« in History«, Research Seminar Paper 30, Center for the History of Business, Technology, and Society, Hagley Museum and Library, Wilmington/De., (MS) 1995.

66 Thomas Welskopp, Leben im Rhythmus der Hütte. Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias 1890–1920, in: Westfälische Forschungen 45, 1995, S. 205–241.

gnifikant, daß Männlichkeitsvorstellungen hier nicht, wie bei den oben skizzierten Beispielen, am Arbeitsplatz oder in arbeitsplatznahen Vergemeinschaftungen von »work mates« ansetzten, sondern sich mit Vereinsöffentlichkeit und Versammlungsdemokratie verbanden und somit die sozialdemokratische Versammlungskultur zutiefst prägten. Das hatte dieselbe Ursache wie die eigentümliche Schwäche der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die ihren »Umweg« über die allgemeinen Arbeitervereine und die sozialdemokratischen Parteien erklärt: In den kleinen und kleinsten Werkstattbetrieben, in denen die meisten Mitglieder der Partei im Untersuchungszeitraum noch beschäftigt waren, konnten sie sich weder als vollberechtigte Persönlichkeit noch als »maskuliner« Mann ausleben. Entweder unterstanden sie als Gesellen noch dem patriarchalischen Verhältnis zu einem mitarbeitenden Meister, wohnten vielleicht noch im Meisterhaushalt, ohne Recht auf den eigenen Hausschlüssel und mit streng überwachtem abendlichen Zapfenstreich. Den Behörden gegenüber waren sie gegängelte, rechtlose Untertanen. Oder aber sie erlebten als Kleinmeister aufgrund der Notwendigkeit, Familienmitglieder bei der Produktion mithelfen zu lassen, das Verschwimmen der Geschlechterpositionen. Die ständigen Forderungen nach einem gesetzlichen Verbot der Frauenarbeit weisen auf die Ohnmacht der (männlichen) Zeitgenossen gegenüber dieser Situation am Arbeitsplatz und in den Haushalten hin: Nur durch sozialpolitische Initiative glaubten sie, der vermeintlichen Erosion der Verhältnisse »Herr« zu werden, nur durch politische Organisation, »gesunde« Verhältnisse herstellen zu können.

Aus diesem Grund war es die selbstgeregelte öffentliche Sphäre der Vereine und Versammlungen, die für die frühen deutschen Sozialdemokraten zum eifersüchtig gehüteten Hort ihrer Männlichkeit wurde, ebenso wie sie das konkurrenzlose Forum darstellte, in der diese Sozialdemokraten ihre ganzheitlichen Persönlichkeitsvorstellungen im Bild des politischen Aktivbürgers ausleben konnten. An den hitzigen Debatten der Vereine teilzunehmen, das war männlich. Sich in den Versammlungen der Öffentlichkeit zu stellen und furchtlos für seine Überzeugungen einzustehen, das galt als Apotheose der Maskulinität: »Es ist eines Mannes unwürdig, seine Überzeugung zu verläugnen; noch unwürdiger, das Gegentheil derselben offen zu bekennen.«⁶⁷ »Sie sollten mich gesehen haben im Stiftsgarten in Augsburg«, schrieb der junge Eisendreher Johannes Renk im November 1869 an August Bebel, »wie ich dastand, Hände in der Hosentasche & ihnen diesen Schwindlern ins Gesicht lachend.« Die leidenschaftlich durch strenge Formalisierung der Veranstaltungen geschaffene »Würde« und »Respektabilität« der Sozialdemokraten besaß in der Exklusion von Frauen ihre Kehrseite, im Zuge der Universalisierung und Transformation einer ursprünglichen misogynen Gesellenkultur. Die Anwesenheit von Frauen störte diese mühsam produzierte weihevollte Atmosphäre, eine Sicht, die zuweilen, wie bei Renk, in unverhohlenen sexuellen Anspielungen anklang: »Nur daß haben wir hier gut daß wenigstens keine Frauenzimmer kommen in die Versamml. wie zum Tauscher das letztmal waren wenichst 500, ich lüge nicht, da war nicht gerade von Arbeiterbew. das Wort, sondern auf der Galerie im Stiftsg[arten] wurden auch andere Bewegungen gemacht.«⁶⁸

Da in der intensiven Redekultur der sozialdemokratischen Vereine und Versammlungen der rhetorisch geschickte, mitreißende Volksredner geradezu zur Personifizierung des Idealbildes vom politischen Aktivbürger avancierte, wurde in den Debatten und Redeschlachten der Ausschluß von Frauen zu einer regelrechten Voraussetzung »parlamentarischer Würde«. Im umtriebigen Chemnitzer LADAV plante im Herbst 1868 eine

kleine Gruppe von »politischen Freundinnen« um Auguste Wunderlich, »eine Abendunterhaltung [zu] veranstalten da wir Frauen keinen Verein haben und die Männer dazu einladen [damit] das Entree zur Agitation bestimmt wird«. Dieses Projekt wollten die Frauen in einer formellen Sitzung der LADAV-Gemeinde öffentlich vorstellen, was an der Weigerung der männlichen Mitglieder Mehrheit scheiterte, Frauen in der Versammlung reden zu lassen:

»Wir hatten uns berathschlagt wir wollten in einer Mitgliederversammlung den Männern einen Vorschlag machen auf welche Weise auch wir gedächten Geld für die Agitation herbei zu schaffen und denken Sie unsern Schreck wir durften nicht sprechen obgleich Sie Herr Präsident, so wie auch Herr Försterling unsern Bevollmächtigten den Bescheid gaben wir dürften es thun wenn es Vereins Intreße wär.«

Auguste Wunderlich und ihre Mitstreiterinnen erhielten nur vereinzelt Unterstützung von männlicher Seite: »Herr Schultheis den ich mit den Namen Ehrenmann bezeichne der das Schöne mit den Nützlichen verbindet, der Strenge mit Güte so schön vereint bot seine ganze Beredsamkeit und sprach für uns, desgleichen auch Herr Reuther der uns gedrückten Frauen schon so oft in Schutz nahm«. Dagegen klang aus der Ablehnung der Mitglieder Mehrheit unverhohlenen misogynen Ressentiment:

»Dagegen sprachen die Herren Helfrig, Eichhorn, Berthold und Fischer. Herr Eichhorn setzte uns in derben Worten zurecht und es war für uns nicht schmeichelhaft zu hören das wir zu Hause gehörten, so lange er und Berthold Vorstandsmitglieder wären so dulden wir es nicht das Frauen sprechen, und wenn es Herr Mende, Herr Försterling gesagt wir dulden es nicht denn die Frauen sind nur Gäste.«⁶⁹

Mit dieser frauenfeindlichen, männlichkeitskultischen Position geriet die frühe deutsche Sozialdemokratie mittelfristig in einen Legitimationsnotstand: Fester Bestandteil der eigenen Deutungswelt war es, die »Minirepublik« des Arbeitervereins als organisatorisches Modell für den zu errichtenden Zukunftsstaat auszugeben, als Modell für das Zusammenleben auf sozialistischer Grundlage. Doch schloß man damit faktisch die Hälfte der Bevölkerung aus. Dieses Dilemma war es, das August Bebel veranlaßte, sich Mitte der 1870er Jahre ausgerechnet der Frauenfrage als Thema theoretisch-utopischer Betrachtungen zu widmen. In der 1879 in Zürich erschienenen Erstausgabe von »Die Frau und der Sozialismus« fand er denn auch eine populärdarwinistisch gefärbte Pseudolösung für dieses Problem: Aufgrund ihrer jahrhundertelangen Unterdrückung könnten die Frauen noch nicht die nötige Reife besitzen, um am politischen Tageskampf der Sozialdemokratie gleichberechtigt teilzunehmen. Auch die Ehe sei – in der bürgerlichen Gesellschaft – nicht mehr als ein Institut der Prostitution an den Besitz zum Zweck der eigenen Versorgung. Erst die – bei Bebel nun ins Reich der Utopie projizierte – sozialistische Zukunftsgesellschaft könne die Zweierbeziehung aller ökonomischen Machtungleichgewichte entkleiden und moralisch aufwerten. Erst das gewährleistete eine nachholende Bildung der Frauen, und erst diese wiederum biete die Voraussetzung für ihre Teilnahme an öffentlichen Lebensformen, die Bebel dann in vielfältiger Form sich in alle menschlichen Existenzbereiche ausbreiten sah. Damit war die »reine« Männlichkeit der aktuellen Organisationskultur im Grunde festgeschrieben. Das Frauenwahlrecht unterstützte Bebel eher aus taktischen Beweggründen: Er suchte eine Koalition mit der entstehenden organisierten Frauenbewegung, wohlgermerkt ein Zweckbündnis zwischen Institutionen, in denen Männer und Frauen getrennt organisiert waren.⁷⁰ Beide Beispiele verdeutlichen, daß eine akteursorientierte Perspektive, die für die historische Variabilität von Sprache

67 SAPMO, Bestand August Bebel: NY 4022/101: Eingehende Korrespondenz – Wilhelm Bracke, März–Dezember 1875: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, den 31. 3. 1875.

68 SAPMO, Bestand August Bebel: NY 4022/114: Eingehende Korrespondenz – Q – S: Johannes Renk an August Bebel, München, den 7. 11. 1869.

69 SAPMO, Bestand LADAV: RY 15/6/69: Briefe und Berichte der Bevollmächtigten des Ortsvereins Chemnitz an das Präsidium, Juli 1868–Dezember 1869: Auguste Wunderlich an Fritz Mende, Chemnitz, den 15. 11. 1868.

70 August Bebel, Die Frau und der Sozialismus, Zürich 1879.

und für Differenz sensibel ist, ohne auf Systematisierung und Theoriebezug zu verzichten, zu produktiven Erweiterungen und zu valideren, »erfahrungsnäheren« Erklärungsmustern in vermeintlich gut erforschten Themengebieten verhelfen kann.

III. GRENZEN DER KULTURHISTORISCHEN HERAUSFORDERUNG

So wichtig es ist, methodische, thematische und darstellerische Anregungen der neueren historiographischen Strömungen ernst- und auch aufzunehmen, wobei sich in der Tat eine grundlegende Redefinition der sozialhistorischen Zentralbegriffe aufdrängt, so legitim und notwendig ist es, die Grenzen dieser Ansprüche zu vermessen, um neuen Verkürzungen zu entgehen. Daß neue Verkürzungen drohen, beweist bereits die Tatsache, daß sich das thematische Interesse der meisten dieser neuen Ansätze derart vollständig von der Arbeitergeschichte abgewandt hat, daß gewichtige Sektoren der historischen Gesellschaften, große Teile ihrer Bevölkerungen, erneut in den Schatten historiographischer Sprachlosigkeit gestellt werden. Wenn »Gesellschaft«, »Klassenstruktur«, »soziale Ungleichheit« nicht mehr gedacht werden, weil sie im Bezugssystem einer diskursorientierten Kulturgeschichte nicht mehr gedacht werden können, verliert Geschichtswissenschaft an gesellschaftspolitischer Relevanz, weil sie reflexives Wissen über die soziale Umwelt, in der wir leben, nicht mehr bereitstellt. Ohne theoriegeleitetes, aufklärerisches Korrektiv greift der stetig ablaufende Diskurs über die Entwicklung unserer heutigen Gesellschaften fast zwangsläufig auf alte und neue Mythen oder plakative, eindimensionale Denkfiguren wie die der »Risikogesellschaft«, der »Erlebnisgesellschaft« etc. zurück. Das geschieht in einer Phase weltweit zunehmender sozialer Ungleichheit, an Schärfe zunehmender sozialer Konflikte und damit eigentlich auch eines zunehmenden historisch-gesellschaftstheoretischen Orientierungsbedarfs.

Natürlich ist zu jeder Zeit aus verschiedenen Bedürfnissen heraus Geschichtswissenschaft betrieben worden, und ein selbstvergewisserndes Identifikationsbedürfnis ist nicht bereits aus sich selber illegitim. Problematisch wird dies erst, wenn, wie bei einigen »dekonstruktivistischen« Strömungen und vor allem in der radikalen Geschlechtergeschichte, mit der Waffe der erkenntnistheoretischen Kritik alternative Zugangsweisen zur Geschichte aus dem Feld geschlagen bzw. anstatt den Dialog zu suchen auf Distanz gehalten werden sollen. Denn umgekehrt lassen sich solche radikalen Positionen durchaus selber auf erkenntnistheoretische Defizite hin dekonstruieren: Die These der Entkoppelung von Erfahrung und Diskurs weicht im Grunde dem in der Tat schwierigen Problem aus, wie ihr Verhältnis zueinander und wie überhaupt das Verhältnis zwischen Bewußtsein, Struktur und Handeln angemessen zu fassen ist. Mit der Setzung, der Text sei alles und der Kontext nichts als ein weiterer Text, schafft man sich auf bequeme Weise den Freiraum, den Kontext einfach außer acht zu lassen.⁷¹ Bei näherem Hinsehen zeigt es sich jedoch, daß Diskurse nicht unbeeinflusst von Erfahrungen über den Köpfen der Akteure schweben. Sie sind »contested terrains«, die immer wieder mit Erfahrungen abgeglichen, die umformuliert, gebrochen, auch abgebrochen werden, wenn sie an den Erfahrungen der Zeitgenossen vorbeigehen. Abstrakte ideologische Debatten versickern, wenn sie nicht in den Erfahrungshorizonten der debattierenden Zeitgenossen Reflexionsflächen finden.⁷² Mit der Absolutsetzung des Diskurses und der Dämonisierung des Konstruktivismus fällt ein Großteil der poststrukturalistischen Historiographie weit hinter die Positionen der neueren Sozialtheorie – etwa Anthony Giddens' – zurück.

71 Vgl. Poster, S. 7.

72 Vgl. Canning, History, S. 380.

Die ausschließliche Konzentration auf den Diskurs ist eine erkenntnistheoretisch nur notdürftig getarnte Beschränkung auf die Elemente von Geschichte, die die an sie herangetragenen Identitätsstiftungsbedürfnisse bedienen. So verführt eine eng verstandene Erfahrungsgeschichte alltagsgeschichtlicher Prägung auch entgegen reflektierten theoretischen Positionen, wie sie etwa Alf Lüdtke vertritt, zu einem naiven Verständnis von »Authentizität«, dessen Inhalt eigentlich im »Nacherlebenwollen« des Betrachters besteht. Dieses wird ebenso immer Grenzen haben wie Authentizität in der Geschichtswissenschaft eine Illusion bleibt. In der emphatischen Annäherung an die »leidenden«, »unterdrückten« kleinen Leute steckt immer auch ein Stück Ästhetisierung; was droht, ist eine die Akteure letztlich instrumentalisierende Geschichte mit Disneyland-Effekt. Dagegen kann eine theoriegeleitete Rekonstruktion von Erfahrungen ihrer Distanz zum »Erleben« der Zeitgenossen eingedenk bleiben, diese aber so erklären und beschreiben, daß sie von uns vor dem Hintergrund eigener – anderer – Lebenserfahrung begriffen werden können. Auch die »dekonstruktivistische« Diskursgeschichte bewegt sich in Richtung Ästhetisierung, wenn sie aus einem Konvolut historischer Texte wohlgeformte, hermetische Systeme zusammensetzt und dabei die Rechenschaft darüber, worin dieser Diskurs wurzelt, ob er »vollständig« ist oder überhaupt gesellschaftlich dominant, aus erkenntnistheoretischen Gründen verweigert. Die Realität mitkonstituierende Rolle von Erfahrungen, Deutungsmustern und Diskurssystemen steht außer Zweifel. Wenn man die Brüche und Verwerfungen, toten Winkel und Asymmetrien des Diskurses berücksichtigt, das Neben- und oft Gegeneinander mehrerer Diskurse, dann kann man durchaus plausible Geschichten einer »historischen Realität« konstruieren, zumal man die diskursiven Elemente mit den Handlungsfolgen, die wir kennen, kontrastieren kann.⁷³

Die Hermetik und Dominanz des Diskurses ist eine wenig plausible Setzung. Denn menschliches Handeln ist zwar insofern immer diskursiv geprägt, als das ständige »monitoring of action« im reflexiven Bewußtsein wie ein ununterbrochenes Selbstgespräch sprachlich strukturiert ist. Doch sind die Wissensbestände und argumentativen Strategien, die der Akteur in diese Diskurse einbringt, an seinem Handeln orientiert: Es sind die Akteure selber, die von einer substantiellen Vorstellung ihrer materiellen und sozialen Umwelt ausgehen müssen, um in ihren Interaktionskontexten weitermachen, um adäquat handeln zu können. Wenn Historiker handlungsrelevante Wissensbestände und Äußerungen darüber rekonstruieren und mit angebbaren Handlungsfolgen abgleichen, haben sie eine vergangene »soziale Realität« beschrieben, die die Akteure zumindest partiell als solche erkannt oder zu erkennen sich bemüht hatten. Die rekonstruierten »Geschichten« der Historiker sind theoriegeleitete Beschreibungen von Handlungszusammenhängen zwischen Akteuren, die ihre Umwelt deuten und gemäß diesen Deutungen agieren. Es sind Geschichten, die einen Plausibilitätsanspruch erheben, »Fiktionen des Faktischen«, die wiederum alle diejenigen zu überzeugen suchen, die das Interesse an plausiblen Geschichten über vergangene Realitäten teilen. Das hatte Max Weber »Objektivität« genannt.⁷⁴ Der »linguistic turn« dagegen verabschiedet sich von dem Konsens des geteilten Interesses, indem er weder den historischen Akteuren noch den Historikern den »Willen zur Realität« abnimmt. Im Lichte der Ergebnisse des vor allem in der Entwicklungspsychologie heimischen radikalen Konstruktivismus lassen sich die Fronten der gegenwärtigen Debatte sogar umdrehen.⁷⁵ Dieser begreift jeden sozialen Akteur not-

73 Vgl. Gabrielle Spiegel, Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten, in: Conrad/Kessel, S. 161–202.

74 Max Weber, Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winkelmann, Tübingen 1988, S. 146–214.

75 Vgl.: Im Goldenen Hecht. Über Konstruktivismus und Geschichte. Ein Gespräch zwischen Heinz von Foerster, Albert Müller und Karl H. Müller, in: ÖZG 8, 1997, S. 129–143; Paul Hoyningen-

wendig als Konstrukteur seiner sozialen Umgebung, als Konstrukteur freilich, der sich seinen Wirklichkeitsbegriff »in realistischer Absicht« schafft und diesen immer wieder mit sperrigen und widrigen Umwelterfahrungen abgleichen muß, um adäquat handeln zu können. Ein solches Bild des Akteurs verallgemeinert nicht die Autor-Leser-Text-Beziehung zur Metapher für soziales Handeln, sondern geht von der Routinepraxis »normaler« Subjekte aus. Akzeptiert man diese Grundentscheidung, erscheint der konstruktive Charakter sozialer Praxis nicht als gravierendes Problem, da Konstruktion und Realität notwendig aufeinander verweisen. Die einzige sozialtheoretische Konsequenz für den Historiker daraus ist, daß man – vergangenes wie gegenwärtiges – Handeln, aktuelle wie zeitgenössische soziale Zusammenhänge nicht ohne Rekurs auf das Wissen der Akteure erklären kann. Und da der Historiker wie jedes menschliche Subjekt seine Umwelt konstruiert, gilt dies auch für seine Beschäftigung mit der Vergangenheit. Sein Konstruktivismus stellt keine besondere, fachspezifische erkenntnistheoretische Herausforderung dar, die die epistemologischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft gänzlich in Frage stellen könnte. Natürlich liefern wir metaphorische Interpretationen einer verlorengegangenen Vergangenheit; jedoch tun wir dies mit einem disziplinär und methodisch unterfütterten, d. h. argumentativ und diskursiv abgestützten »realistischen Anspruch«, der sich zudem auf Praxisformen bezieht, die ihrerseits in realistischer Absicht vollzogen worden sind. Unsere »Geschichten« sind Deutungen möglicher Vergangenheiten auf der Basis unseres Wissens über menschliche Praxis und gesellschaftliche Strukturen anhand von Überresten, die in sozialer Praxis produziert worden sind. Es gibt keine andere Möglichkeit, gesellschaftlichem Strukturwissen eine historische Dimension zu verleihen.

Daß es eine direkt zu erfassende Realität nicht geben kann, weil soziale Tatbestände immer schon sprachlich vorkonstituiert sind, ist richtig. Das bedeutet jedoch nicht, daß nur erfaßt werden kann, was kommuniziert ist. In den Brüchen des »Verschweigens« zwischen den Diskursen stecken Hinweise, was jenseits des Kommunizierten liegt und wie es sich zu ihm verhält; im Grunde ist Geschichte nicht auf das Kommunizierte beschränkt, sondern auf das *Kommunizierbare*, das theoriegeleitet durchaus rekonstruiert werden kann und nur nicht den Anspruch auf Authentizität erheben darf. Das hat Anthony Giddens in seiner Unterscheidung zwischen dem reflexiven Handlungswissen der Akteure – »discursive knowledge« – und dem nichtreflexiven Handlungswissen – »practical knowledge« –, das gleichwohl immer in reflexives Wissen transformiert werden kann, überzeugend begründet.⁷⁶

Aus diesen erkenntnis- und sozialtheoretischen Defiziten ergeben sich forschungspraktische Konsequenzen. Diese betreffen vor allem die Bereiche der Konstruktion des Akteurs, der Systemhaftigkeit des Diskurses, des Verhältnisses zu den Kategorien »Macht«, »Politik« und »Institution« sowie die Vorstellungen von der »großen Erzählung«. Mit der diskursiven Wende in der Geschichtswissenschaft ist die Vorstellung vom Akteur als »autonomer Persönlichkeit« als eine neuzeitliche Illusion entlarvt worden, die zudem ethnozentrisch und nicht geschlechtsneutral ist. Mit der Forderung nach der Dezentrierung des Subjekts wirft man jedoch den Akteur unversehens gänzlich über Bord, obgleich man eigentlich angetreten war, »agency« in der Geschichte vehement einzuklagen. Natürlich ist der Mensch immer schon in soziale Beziehungen eingebunden und insofern nicht autonom; gleichwohl existiert kein Handeln, wie Max Weber formuliert

Huene, Bemerkungen zum Konstruktivismus in der Geschichtswissenschaft, in: ebd., S. 282–289; Ernst von Glasersfeld, Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme, Frankfurt/Main 1997, insb. S. 41 ff.

76 Vgl. vor allem Anthony Giddens, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/Main etc. 1988, S. 91 ff.

hat, ohne den Akteur, sind weder Strukturen noch Diskurse ohne den Akteur als ihrem Produzenten und Reproduzenten denkbar. Obwohl in vielfältiger Weise gegenüber den sozialen Systemen, in die er eingebettet ist, offen und obwohl durchaus brüchig und labil bildet der Akteur, obgleich keine autonome Einheit, so doch in jeder historischen Gesellschaftsform gleichsam den Schwerpunkt, das Steuerungszentrum seiner Identität und Aktivität.⁷⁷ Es ist kein Zufall, daß Abweichungen, etwa in Fällen der Schizophrenie, als pathologisch gewertet werden. Eine totalisierende Diskursgeschichte reduziert den Akteur dagegen zu einem »Container« für eingeschriebene Bedeutungen, während der sich selbst bewegend Diskurs als die anonyme Kraft erscheint, die in der Geschichte eigentlich agiert. Gerade für eine Arbeitergeschichte, die enorme Energie darauf verwandt hat, ihre Protagonisten als handelnde Subjekte darzustellen, bedeutet deren Unterwerfung unter die allgegenwärtige Macht der Diskurse eine zweite »Entpersönlichung« ihres Gegenstandes. Und wenn auch die Ich-identische Persönlichkeit der Moderne zu guten Teilen immer eine Illusion gewesen sein mag, so war doch der breite Diskurs über Individualität und die Begründung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung handlungsleitend und damit historisch »real«.⁷⁸

Die Verdinglichung und willkürliche Abgrenzung des Diskurses – wenn Geschichte von der Kontextualisierung des jeweiligen sozialen Beziehungsgeflechts absieht – homogenisiert und harmonisiert ihn auf eine problematische Weise. Widersprüchlichkeiten, Inkonsistenzen, die Ungleichzeitigkeit von argumentativer und Machtposition und schließlich: Konflikt, drohen dadurch nicht mehr wahrgenommen und thematisiert werden zu können. Dieser Gefahr erliegen viele radikal textualistische Ansätze z. B. in der Nationsforschung. Wenn auf die soziale Bedeutung nationaler Diskurse nicht mehr eingegangen werden kann, ihre Verwurzelung in konkreten Erfahrungshorizonten nicht mehr von Belang zu sein scheint, reduziert sich die Rekonstruktion solcher Debatten auf eine ästhetisierende Nachzeichnung tendenziell ausbalancierter Zeichensysteme.

Die verschiedenen Strömungen der Diskursgeschichte verleugnen die Bedeutung von Macht und Politik nicht, tragen aber auch nicht zu ihrer historischen oder theoretischen Präzisierung bei. Indem diese Kategorien allgegenwärtig im diskursiven »Kampf um Bedeutungen« erscheinen, verlieren sie alle Konturen und Unterscheidungsmöglichkeiten; sie büßen ihre »Differenz« ein. Macht mag Bestandteil jeder sozialen Beziehung und jeden Diskurses sein; Politik mag – als »Mikropolitik« – viele soziale Beziehungen auch und gerade im Privaten prägen; aber es ist daran festzuhalten, daß es verschiedene Grade und Qualitäten von Macht und Politik gibt und daß es gerade darauf ankommt, die Zusammenhänge und Transformationsmechanismen zwischen ihnen zu identifizieren. Macht und Politik sind systemisch gebunden und institutionell abgestützt, und die Geschichtswissenschaft wie auch die Sozialwissenschaften besitzen theoretische Instrumente, dieses zu analysieren und zu erklären. Die Zerfaserung von Macht und Politik ist jedoch vor allem eine Folge davon, daß die Diskursgeschichte intersubjektive Zusammenhänge nur als intertextuelle Beziehungen denken kann und einen Institutionenbegriff nicht kennt. Das ist ein krasser Rückfall hinter den Bestand an reflexivem Wissen über die moderne Gesellschaft, den die Soziologie und auch die Geschichtswissenschaften seit Weber erarbeitet haben. Wenn es auch richtig ist, daß Geschichte nirgendwo anders »gemacht« wird als in »face-to-face«-Interaktionsbeziehungen zwischen Akteuren auf der Mikroebene der Gesellschaft, so unterscheiden sich doch qualitativ verschiedene Mikrokontexte in ihrer Ausstrahlungskraft auf andere: Der Mikrokontext »Vorstand« im Unternehmenssitz eines Werkkonzerns kann ohne weiteres über die

77 Vgl. Glasersfeld, S. 162 ff.

78 Vgl. Anthony Giddens, Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age, Cambridge 1991, S. 53.

schiere Existenz vieler Mikrokontexte unter Werftarbeitern entscheiden. Dieses Machtgefälle und diese Asymmetrie im mikropolitischen Gewicht werden institutionell hergestellt und sind systemisch, z. B. rechtlich, abgestützt. Es sind über die diskursiven Beziehungen hinaus Institutionen: Assoziationen, Unternehmensorganisationen, Anstalten, die zwischen den unzähligen Akteuren und ihren Gemeinschaften einen gesellschaftlichen Zusammenhang produzieren. Und es sind systemische Beziehungen zwischen Institutionen, die die Struktur von Gesellschaften prägen.

Aus diesem Grund läßt sich durchaus auf eine theoretisch reflektierte, akteursorientierte, sprachensible, flexible und offene Weise »Gesellschaft« denken, und wenn gesellschaftliche Zusammenhänge existieren, dann gibt es auch gute Gründe, eine Vorstellung von der – wenn auch sehr komplexen – Einheit der Geschichte beizubehalten, der mit – konkurrierenden, stets kritisch zu hinterfragenden – »master narratives« beizukommen ist. Damit liefert die Geschichtswissenschaft ohnehin immer nur möglichst reflexive Varianten von Deutungen der sozialen Umwelt, denen auch jeder Laienakteur größtmögliche Kohärenz zu verleihen sucht. Insoweit die Kritik an der »großen Erzählung« eine alternative Ordnung von Komplexität einfordert und etwa modernisierungstheoretische Entwürfe als zu linear und teleologisch verwirft, besteht ein gemeinsamer Grund für eine produktive Debatte. Die polarisierende Leugnung jeden Zusammenhangswissens jedoch kann sich nicht auf Plausibilität berufen, beruht sie doch auf der Setzung der umfassendsten »Großerzählung«, die sich denken läßt: einer Geschichte der Diffusion und Fragmentierung, die freilich enigmatisch und damit vorreflexiv bleiben muß: letztlich ein postmoderner Mythos.

Der Vorschlag schließlich, den Synthesebegriff der »Gesellschaft« durch den vermeintlich umfassenderen der »Kultur« zu ersetzen, gründet wesentlich auf einer Vorstellung von Gesellschaft, wie sie die strukturalistische Sozialgeschichte der 1970er Jahre entwickelt hat, wenn auch nun in der Geste ihrer Ablehnung.⁷⁹ Einem solchen Gesellschaftsverständnis lag die Neigung der Sozialgeschichte zugrunde, soziale Systeme als »superorganische« Totalitäten (Ute Daniel) zu fassen, in denen aus der Betrachtersicht funktionale Sachzusammenhänge ein Eigenleben führen. Daraus folgte, daß man Gesellschaft immer schon als eine stabile Entität ansah, die aus anonymen Subsystemen und von vornherein als homogene Kollektive definierten Großgruppen bestand. Der Preis für diese griffige Syntheseperspektive bestand in der Verdinglichung sozialer Zusammenhänge, der Dichotomisierung von Mikro- und Makrogeschichte und der Entmündigung der Subjekte. Insofern es der neuen Kulturgeschichte darum geht, die Akteure und ihre Interpretationsleistungen aufzuwerten, soziale Praxis umfassender zu beschreiben und die Entstehung größerer sozialer Einheiten aus dem Handeln der Subjekte zu rekonstruieren, ist ihr Anliegen nachdrücklich zu unterstützen.⁸⁰ Aber zum einen folgt daraus nicht zwingend, daß die Defizite des sozialhistorischen Gesellschaftsbegriffes notwendig in der Kategorie selber wurzeln. Ohne weiteres läßt sich Gesellschaftsgeschichte im Weberschen Sinne als Vergesellschaftungsgeschichte, als Geschichte historischer konkreter Vergesellschaftungen schreiben, was Orientierungen an kulturellen Ordnungen einschließt.⁸¹ Zum anderen begründet dieses Anliegen keineswegs schlüssig eine Überlegenheit des Kulturbegriffes, die es rechtfertigte, ihn als Metakategorie an die Stelle von Gesellschaft zu rücken. Es besteht nämlich die Gefahr, daß »Kultur« zwar die Gesamtheit sozialer Praxis umfassen soll, den sozialen Zusammen-

79 Vgl. Vierhaus, S. 9.

80 Vgl. Reinhard Sieder, Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des »Sozialen«, in: ÖZG 1, 1990, S. 25–48.

81 Vgl. Thomas Mergel, Kulturgeschichte – die neue »große Erzählung«? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996, S. 41–77.

hang aber nur als Geflecht symbolischer Bedeutungen, symbolischer Repräsentationen und der Diskurse darüber beschreibt und mithin auf die Selbst-Beobachtung von Gesellschaft reduziert. Kultur ist eine zentrale Dimension jeder Praxis, aber nicht mit dieser identisch. Der Gesellschaftsbegriff kann Kultur einschließen und sogar die Parallelität mehrerer Kulturen beinhalten. Daneben aber verweist er auf Macht, Konflikt und Institutionen, die der Kulturbegriff quasi nur im Beobachtungsmodus thematisieren kann, anhand ihrer kulturellen Verarbeitungen und symbolischen Chiffrierungen. Gerade die Entstehung größerer sozialer Einheiten aus Vergemeinschaftungen basiert auf »wortlosen« Selbstverständlichkeiten, die einer auf die Sichtbarkeit des Symbolischen angewiesenen Kulturgeschichte zu entgehen drohen.⁸² Vorzuziehen ist daher m. E. das Festhalten am Gesellschaftsbegriff, der freilich mit radikal gewandeltem Inhalt zu verstehen ist. Gesellschaft sollte als offenes, veränderliches, umkämpftes Geflecht konzeptionalisiert werden, das aus Institutionen, Gruppenbildungen, Gemeinschaften und ihren symbolischen Ordnungen besteht, als Netzwerk (und nicht als Entität), in dem Machtbeziehungen, politische Antagonismen, Brüche und Spannungen ebenso existieren wie integrierende kulturelle Verflechtungen. Die Alternative besteht nicht zwischen starren mechanischen Großkonzepten und der Abkehr von einem Begriff des Zusammenhangs jenseits seiner sprachlichen Form. Vielmehr geht es um ein neues, um den Akteur und seine Praxis herumgebautes Konzept gesellschaftlicher Zusammenhänge, das durchaus eine Syntheseperspektive bietet und die Ganzheitlichkeits- und Harmonisierungstendenzen des Kulturbegriffes vermeidet. Die Grenzen des Diskurses sollen auch in diesem Abschnitt an zwei empirischen Beispielen aus der Arbeitergeschichte exemplifiziert werden: der Konstituierung von Machtgefällen in industriellen Großbetrieben der Stahlproduktion und der Debatte um Individualität und Kollektivität in der frühen deutschen Sozialdemokratie.

In den deutschen und amerikanischen Hüttenwerken des ausgehenden 19. Jahrhunderts existierten verschiedene Diskurse völlig unverbunden nebeneinander. Zentral waren zwei Diskursebenen: die eine, getragen von den Direktorien und Vorständen der großen Produktionseinheiten, thematisierte Firmenpolitik in einem heftig umkämpften oligopolistischen Markt und formulierte als Strategie die größtmögliche Steigerung der Produktionsmengen bei kontinuierlich sinkenden Selbstkosten. Damit entstand ein Forum für einen zweiten Diskurs: den zwischen Ingenieuren und Geschäftsleitungen, deren Angehörige in der Regel selber ehemalige Betriebsingenieure waren. Die expansive Tonnenideologie und das allgegenwärtige Kostenargument ließ sich auf dieser Ebene in eine Technikideologie umsetzen, die ganz auf technische Lösungen setzte, in der Form gigantomanischer Anlagenplanungen, mit denen die Ingenieure sich ihre herausgehobene Stellung in der sozialen Matrix der Werke – als exklusive soziale Gruppe mit Expertenstatus – erst erkämpften. Im Verlauf dieser Entwicklung schieden Fragen der Arbeitsorganisation und der Rolle der Arbeiter im Produktionsprozeß gänzlich aus dem Ingenieursdiskurs aus – als Folge einer expliziten Absetzbewegung theoretisch geschulter Experten von den Trägern einer an manuelle Verrichtungen gekoppelten Qualifikation. Und auch in den Direktorien rückte die eigene Arbeiterschaft merkwürdig an den Rand sämtlicher Kalkulationen. Lohnpolitik wurde nicht mehr mit der Produktivitätsfrage verknüpft, sondern orientierte sich nur noch an der Lohnsumme; Arbeitszeitpolitik reduzierte sich auf die Anpassung der Arbeitszeiten und Schichtsysteme an die – prinzipiell unbegrenzte – Laufzeit der Anlagen. In der Folge verlängerten sich die Arbeitszeiten pro Woche auf unmenschliche durchschnittliche 84 Stunden, wobei die Zwölf-

82 Vgl. Scott Lash, Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft, in: Ulrich Beck u. a., Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt/Main 1996, S. 195–286, hier: S. 271 ff.

stundenschicht auf beiden Seiten des Atlantiks zum Standard avancierte.⁸³ Die Arbeiterschaft selber war nur noch Gegenstand einer halbherzigen, kühl machtkalkulierenden betrieblichen Sozialpolitik, und diese wurde aus dem Bereich der technischen und kaufmännischen Direktionspolitik in institutionelle Sondersphären abgedrängt.⁸⁴ Obwohl man weder über die Arbeiter noch mit ihnen sprach, setzten diese beiden Diskurse Bedingungen für die Belegschaften, die sowohl ihr betriebliches als auch ihr außerbetriebliches Leben tiefgreifend bestimmten. Die technischen Veränderungen gaben Arbeitsbedingungen vor, deren Konsequenzen weder die Direktoren noch die Ingenieure vorkalkuliert hatten. Anstatt Arbeit zu erleichtern und die Belegschaften zu »verschlanken«, was die Ingenieure zumindest punktuell behaupteten, stiegen die körperlichen Anforderungen an die Arbeit im Hüttenwerk immens, nahmen gerade die physisch belastendsten Tätigkeiten und damit auch der Umfang der eingesetzten Kolonnen rapide zu, denn es galt für die Arbeiter, mit dem hohen Tempo und den gewaltigen Materialumschlägen an arbeitstechnisch unvollkommenen, höchst unfallträchtigen Anlagen mitzuhalten.

In den Nischen dieser arbeitsorganisatorischen »Sprachlosigkeit« etablierte sich ein neuer Machtfaktor in der Person der »foremen« oder Meister, deren völlig undefinierte Stellung Raum ließ, die Arbeitsbedingungen vor Ort aus prinzipiell unbegrenzter Machtvollkommenheit nahezu willkürlich zu gestalten, sofern – das war die einzige Bedingung – die erzielten Produktionsmengen den ihnen »von oben« gesetzten Standards entsprachen. Typischerweise war die Position des Meisters hochgradig individualisiert: Persönliche Charaktereigenschaften waren es, die über die Autorität der »foremen« entschieden. Da sie mit unvollkommenen Mitteln große Produktionen erzielen mußten, trieben sie ihre Kolonnen gnadenlos an, profilierten sie sich als »pusher«, die ihre »Meistereien« wie Tyrannen ihre Fürstentümer beherrschten. Leistungsbereitschaft sicherten sie, indem sie die Arbeiter anherrschten, sie erniedrigten und in ständiger Furcht vor der Entlassung hielten. Die Belegschaften waren sich darüber im klaren, daß nur rücksichtslose, kaltherrige oder choleriche Charaktere für diese Aufgabe taugten und daß die Position des Meisters zum Sammelbecken für Sadisten geworden war. Der amerikanische Sozialwissenschaftler Harbor Allen, der in »teilnehmender Beobachtung« die Arbeitsbedingungen in pennsylvanischen Hüttenwerken erforschte, charakterisierte in drastischen Worten zwei seiner Meister, »Johnny Bull« Sargent und »Hot Nose« Hartsell: Ersterer stütze seine Autorität auf die Kraft seiner »nebelhornartigen Stimme«: »To see him hopping about, whipping you on while you work with fury in the sickening heat, to hear his fog-horn sarcasms, to watch him strut his brazen triumphant ignorance – it makes you want to bash in his skull.« Hartsell dagegen beschrieb er als einen »kahlköpfigen alten Bussard«: »[He] is more brutal, rougher«, und er zog den Schluß: »The very working of the efficiency system shoves the cheapest, loudest, hardest, and greediest of men into commanding positions.«⁸⁵

Diese vertikalen Autoritätsbeziehungen erstickten das soziale Leben der Kolonnen am Arbeitsplatz. Es gab kaum Kommunikation in den individualisierten, ethnisch bunt zusammengewürfelten Arbeitsgruppen, »surprisingly little conversing«, wie es Whiting Williams beschrieb. Das »Untertauchen« vor dem überwachenden Auge des Meisters, das distanzierende »I don't care« gegenüber den Erniedrigungen durch Vorgesetzte, be-

saßen allemal Vorrang gegenüber einem gruppeninternen Austausch, der sich auf einen »Gulasch aus Schmutz und Obszönität« beschränkte und mit dem man kompensatorisch versuchte, vor den Arbeitskollegen in einer Situation der Ohnmacht und Schwäche maskuline Stärke zu beweisen. Der belegschaftsinterne Diskurs blieb auf diese Weise rudimentär und berührte sich mit den arbeitsplatzprägenden Diskursen in den Büros der Direktoren und Ingenieure nicht. Dagegen strahlte die betriebliche Ohnmacht der Arbeiter in ihre außerbetrieblichen Lebenswelten aus. Sie prägte ihren alkoholgeschwängerten Eskapismus an den freien Samstagabenden und die oftmals gewalttätigen Geschlechterbeziehungen in ihren Familien. Mit der »wortlosen« Macht, in neue Anlagen zu investieren, ohne sich um die Arbeitsbedingungen, die dies schuf, zu kümmern, prägten die Unternehmensleitungen das Leben ihrer Belegschaften; mit der Macht, neue technische Verfahren einzuführen und auf größtmögliche, möglichst »wohlfeile« Produktion hin zu optimieren, ohne die Arbeitsprozesse den veränderten Bedingungen anzupassen, nahmen die Ingenieure ebenfalls prägenden Einfluß auf eine von ihnen aktiv »ignorierte« Arbeiterschaft. Die Macht, nach eigenem Gutdünken zu heuern und zu feuern, ließ die Meister zu entscheidenden Faktoren im Leben ihrer Untergebenen avancieren, was jedes autonome Gruppenleben ausschloß. Nicht in der Beschränkung auf den unstrittig wichtigen Diskurs, sondern nur durch das Aufspüren der Bruchlinien zwischen fragmentierten Teildiskursen, durch die Beschreibung der »wortlosen«, zu großen Teilen nichtintendierten Folgen dieser Diskurse und damit der sozialen Effekte klassenstrukturierter, institutionell abgestützter Macht läßt sich die Arbeit in den Hüttenwerken des ausgehenden 19. Jahrhunderts angemessen analysieren. Dabei spielt die Rekonstruktion von Erfahrungen eine zentrale Rolle; dies aber muß als eine distanzierte Rekonstruktion erfolgen, die in erster Linie dazu dient, Handlungsmuster wie die Abwesenheit kollektiver Gegenmacht inner- und außerhalb der Betriebe zu erklären. Die emotionale Verfälschung einer Arbeitsgruppe gegen Ende einer 24-Stundenschicht läßt sich mit einiger Genauigkeit beschreiben; nacherleben können wir sie nicht.

Eine Analyse der intensiven Debatten, die in der frühen deutschen Sozialdemokratie über die Themen Individualität und »Assoziation« geführt wurden, kann die Leugnung der Vorstellung von der »autonomen Persönlichkeit«, wie sie der Forderung nach der »Dezentrierung« (und damit: Textzentrierung) des Subjekts unterliegt, ebenso relativieren, wie sie ältere sozialhistorische Positionen unterminiert, die den historischen Arbeitern immer nur den Status eines Kollektivwesens zugestanden haben. Die kleinen Meister, Handwerksgelesen, Facharbeiter und bürgerlichen Radikalen, die die Basis der frühen Sozialdemokratie bildeten, waren sich ihrer durch die Freisetzung aus der Zunft neugewonnenen Individualität höchst bewußt und keineswegs bereit, sie durch die umstandslose Unterordnung unter neue Kollektive wieder zu opfern.⁸⁶ Man wollte nicht nur als Schneider, Tischler, Zigarrenarbeiter, als »Sondergenosse« der Zunft, sondern als freie, selbstbestimmte Persönlichkeit gelten, als »Mensch«, wohinter sich freilich der gleichberechtigte, gesellschaftlich nützliche Produzent verbarg. Vorstellungen von der Assoziation als Modell der zukünftigen Gesamtgesellschaft, in der man sich als ganzheitliche, harmonische Persönlichkeit ausleben konnte, waren viel virulenter, als es die ausufernde Literatur über die Arbeiterbewegung zu erkennen gibt. Hier wurzelte auch der für Zeitgenossen ungemein brisante, im Wortsinne revolutionäre Bildungsgedanke, dessen Bedeutung uns heute so fremd und auch ein wenig hausbacken vorkommt. Den jungen Gesellen, Meistern und Intellektuellen zwischen 1848 und 1878 ging es um einen Gewinn aus der gesellschaftlichen Entwicklung: um das Ziel, die Freisetzung ihrer persönlichen Individualität aus ständischen Fesseln mit einer nachständischen Neubegrün-

83 Irmgard Steinisch, Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880–1929, Berlin etc. 1986.

84 Vgl. Thomas Welskopp, Betriebliche Sozialpolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Eine Diskussion neuerer Forschungen und Konzepte und eine Branchenanalyse der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1870er bis zu den 1930er Jahren, in: AfS 34, 1994, S. 333–374.

85 Zit. in *ders.*, Arbeit, S. 327.

86 Das erklärt im übrigen recht weitgehend, warum der religiös gefärbte »Handwerkerkommunismus« Wilhelm Weitlings in Deutschland früh und endgültig scheiterte.

dung von Gemeinschaftsbildung und Kollektivität auf voluntaristischer Grundlage zu verbinden. Man hatte erfahren, daß es die selbstgeregelte, autonome Sphäre der Assoziation, des Vereins war und nicht die Werkstatt, die Familie oder die Kontaktsphäre mit der Obrigkeit, in der man seine Vorstellung von Ich-Identität und allseits gereifter Persönlichkeit in die Wirklichkeit umsetzen konnte. Daher forderte man die Ausdehnung des Organisationsprinzips »Assoziation« auf die Gesamtgesellschaft, um ein Gemeinwesen zu schaffen, »in der wir unsere Individualität frei und ungestört entwickeln und unser Wesen als Mensch ungehindert frei entfalten können«. ⁸⁷ Der Kapitalismus zerstöre die Grundlagen dieser Persönlichkeitsentwicklung; im alten Staat drohe sich die Demokratie nach dem Prinzip des Marktes zu verändern statt umgekehrt, ein Kampf aller gegen alle müsse die Folge sein. Dagegen setzte man das Prinzip der voluntaristischen Assoziation, die Individualität mit der Pflicht zu politischem, öffentlichem und sittlichem Engagement verknüpfte und den »politischen Aktivbürger« zum Idealbild der harmonischen Persönlichkeit stilisierte. ⁸⁸ Wie komplex das Verhältnis zwischen individueller Persönlichkeit und neubegründeter Kollektivität in der frühen Sozialdemokratie gedacht wurde, bezeugt eine Zuschrift des sächsischen Arbeitervereins Tannenberg an das Zentralkomitee der »Arbeiterverbrüderung« vom April 1849, die einen einschlägigen Definitionsversuch von Assoziation enthält: »Die Association ist eine Vereinigung bei den einzeln[en] Menschen in sich selbst«. ⁸⁹ In der Vereinsbewegung der frühen deutschen Arbeiterbewegung wurde die moderne autonome Persönlichkeit nicht Wirklichkeit, aber als handlungsleitende Vorstellung nichtsdestoweniger höchst geschichtsmächtig. Zugleich hat die sozialgeschichtliche Arbeiterforschung übersehen, daß nur durch sprachensible Rekonstruktion transparent werden kann, daß es den zeitgenössischen Akteuren nicht um den Dualismus »bürgerliche« Individualität versus »proletarische« Kollektivität ging, sondern um *eine andere* als eine liberale Individualität, die mit der Freisetzung von Marktmacht den Arbeitern die Chance nahm, ihre neugefundene Persönlichkeit auch ökonomisch zu stabilisieren. So schloß das Programm des »demokratischen Arbeitervereins« in Berlin im Februar 1869 bezeichnenderweise mit der Passage:

»Wenn nun von liberaler Seite behauptet wird, es widerstreite der *bürgerlichen Freiheit*, die freie Konkurrenz zu beschränken, so haben wir schon im Anfang darauf hingewiesen, daß diese Seite der bürgerlichen Freiheit, die freie Konkurrenz, für einen Theil der menschlichen Gesellschaft eine unerträgliche Last geworden ist, für einen andern Theil es täglich zu werden droht, und, bis zu ihren letzten Konsequenzen entwickelt, zum Ruin der menschlichen Gesellschaft führen muß. Wenn also die *bürgerliche Freiheit* nur dadurch erhalten werden kann, daß Menschen zu einander in dem Verhältniß von Herren zu Dienern – von Lohnherren zu Lohndienern stehen, wenn die bürgerliche Freiheit nur auf dem *freien Schacher mit der Arbeitskraft* gedeihen kann: nun, so wird der Arbeiter höchstens den Schluß daraus ziehen, daß er nicht diese bürgerliche Freiheit zu fordern habe, sondern die demokratische Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles Dessen, was Menschengesicht trägt.« ⁹⁰

87 Artikel: »Politik und Sozialismus«, in: Verbrüderung Nr. 81, 10. 7. 1849.

88 Protokoll Gotha 1875, S. 44.

89 Horst Schlechte (Hrsg.), Die Allgemeine Deutsche Arbeiterverbrüderung 1848–1850. Dokumente des Zentralkomitees für die deutschen Arbeiter in Leipzig, Weimar 1979, Dok. Nr. 305, S. 473–475, hier: S. 474: Arbeiterverein Tannenberg bei Annaberg an Zentralkomitee, Tannenberg, den 22. 4. 1849.

90 Demokratisches Wochenblatt, Nr. 7, 13. 2. 1869, Beil., S. 80. Hervorhebungen im Original.

IV. PERSPEKTIVEN UND PROGNOSEN

Der Begriff der »Sozialgeschichte«, der in einer unglücklichen Koppelung sowohl eine bestimmte Zugangsweise zur allgemeinen Geschichte als auch einen besonderen Gegenstandsbereich bezeichnet ⁹¹, mag obsolet geworden sein und damit auch eine als Sozialgeschichte konzipierte historische Arbeiterforschung. Aber es bietet sich an, die ange deuteten notwendigen, z. T. bereits in die historiographische Praxis eingeflossenen theoretischen Reorientierungen und methodischen Erweiterungen unter dem Dach einer Gesellschaftsgeschichte zusammenzuführen, die sich zuallererst als eine Geschichte der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Zusammenhänge in der Praxis der Akteure versteht, als – wie Max Weber sagen würde – Vergesellschaftungsgeschichte. Mit dem Pfund der Integrations- und Synthesekraft dieses Konzeptes läßt sich wuchern, wenn man denn einen Kampfbegriff als Banner braucht, hinter dem man hermarschieren kann. ⁹² Dagegen taugt der »Kultur«-Begriff als Integrationskonzept wenig, wenn man ihn nicht, wie Max Weber, als Synonym des Sozialen versteht: Er koppelt nämlich höchst verschiedene Ansprüche aneinander, die in der theoretischen Diskussion auseinanderzuhalten sind, weil sie sich auf unterschiedliche Phänomene beziehen: den *sozialtheoretischen* Anspruch auf eine Vermittlung zwischen den Konzepten »Handlung« und »Struktur«, den *erkenntnistheoretischen* Anspruch, Selbsteutungen, Fremdheit und Formenvielfalt in der Geschichte adäquat zu berücksichtigen, den *methodischen* Anspruch, das Verhältnis zwischen der Mikroebene sozialer Interaktion und der Makroebene der Gesellschaft weniger reduktionistisch zu fassen und der realitätsmitkonstituierenden Rolle von Sprache, Symbol und Bedeutung Rechnung zu tragen, den *gegenstandsbezogenen* Anspruch, die komplexe Natur sozialer Identitäten in der Gemengelage von Klasse, Ethnie, Geschlecht, Konfession u. a. angemessen zu thematisieren, und schließlich den *darstellerischen* Anspruch, durch ein Mehr an Beschreibung die Praxis der Akteure und ihre Interaktionen in sozialen Systemen »erfahrungsnäher« zu veranschaulichen. Dabei sind die Mechanismen der Transformation von Handlungsbedingungen und ihren Deutungsmustern im Bewußtsein der Akteure zu symbolischen Bedeutungssystemen als Gegenstand der Analyse höchst interessant, wobei es darauf ankäme, die unterschiedliche »Symbolhaltigkeit« verschiedener Bereiche sozialer Praxis in den Blick zu nehmen. In der Absolutsetzung von »Kultur« dagegen rückt tendenziell nur ins Zentrum der Betrachtung, was bereits möglichst auffällig symbolisch repräsentiert ist. Gesellschaftsgeschichte als Vergesellschaftungsgeschichte handelt, so wie es die Kulturgeschichte vorgibt, von sozialer Praxis im weitesten Sinne; sie rückt jedoch die Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Systembeziehungen *in der Interaktion der Akteure* in das Zentrum der Analyse, macht soziale Systembildung zu einem prominenten Gegenstand, während Kulturgeschichte tendenziell bereits von einer »organischen« Systemvorstellung, von der Vorrangigkeit von »Kulturen« ausgeht. Sprache und Bedeutung sind wichtig, ihre Verknüpfung im Diskurs ist zentral, aber diese Elemente konstituieren erst in Konfigurationen mit Macht, Institutionen, Konflikt und Politik eine umfassende Geschichte menschlicher Praxis in gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Eine so verstandene moderne Gesellschaftsgeschichte muß sowohl die Geschichten einzelner Lebensläufe als auch die Geschichten ganzer Gesellschaften und ihres intergesellschaftlichen Austauschs schreiben können. Sie wird die Klassenstruktur moderner Gesellschaften in ihrem Formenwandel und in ihrer Formenvielfalt auf die jeweilige Bedeutung für soziale Praxis befragen – nicht nur die Praxis der Arbeiter, sondern auch der

91 Vgl. Jürgen Kocka, Sozialgeschichte – gestern und heute, in: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hrsg.), Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft, Berlin 1994, S. 15–31, hier: S. 17 f.

92 Vgl. Sieder, S. 445 ff.

professionellen Berufe, der Unternehmer und anderer Sozialgruppen. Sie wird die institutionelle Spezifik der modernen Gesellschaft, die mit dem Komplex aus Märkten und Betrieben, den außerbetrieblichen Lebenswelten und der organisatorisch-politischen Sphäre eine Konfiguration sozialer Handlungsfelder besitzt, die sie von vorangegangenen und andersartigen Gesellschaftstypen grundsätzlich absetzt, ins Zentrum der Analyse rücken.⁹³ Sie ist in der Lage zu konzeptionalisieren, daß nach der Erosion der Ständegesellschaft Entwicklungsimpulse aus der kapitalistischen Industriegesellschaft zwar direkter und dynamischer in die politische Sphäre durchschlagen als je zuvor, daß die gleichzeitige Entwicklung der »civil society« und die Entfaltung des modernen Anstaltsstaates solche Impulse jedoch transformierten, instrumentalisierten und brachen, wobei erst aus diesen sich wandelnden Konfigurationen ein historisch konkreter gesellschaftlicher Zusammenhang entstand, der einem politischen Vektor folgte. Eine so verstandene Gesellschaftsgeschichte kann wichtige Beiträge zu einer gesellschaftstheoretischen Neuorientierung leisten. Die Abkehr von der linearen Modernisierungstheorie hinterläßt eine gesellschaftstheoretische Lücke, in der sich nur eine postmoderne Historiographie wohlfühlen kann, die sich mit der isolierten Konzentration auf das »Kleine«, Fragmentarische, symbolisch Repräsentierte von der Reflexion über gesellschaftliche Zusammenhänge verabschiedet hat. Dagegen besteht durchaus ein Bedarf nach einer zeitgemäßen, offenen und allseits anschlussfähigen Theorie der Moderne, die eben auch eine Theorie des Zusammenhangs zwischen Mikrointeraktion und Makrokontext zu sein hat. In diesem Zusammenhang kann die Moderne nicht mehr den althergebrachten modernisierungstheoretischen Dualismen von »modern« versus »traditional« verhaftet bleiben: Ihre Konzeptionalisierung muß vielmehr aufgreifen, wie durchgreifend die modernen Tendenzen der »Entbettung« sozialer Beziehungen aus ihren lokalen Kontexten, der Entkoppelung von Zeit und Raum und der zunehmenden Reflexivität des Sozialen ältere Vergemeinschaftungsformen nutzen, wobei sie sie gleichzeitig unterminieren und selber nur eingeschränkt neue Vergemeinschaftungen hervorbringen.⁹⁴ Die Konzeptionalisierung der Moderne muß ferner die Selbststilisierung moderner Rationalität in den Blick nehmen, die in vielen Bereichen eine mythische Qualität angenommen hat. In der Moderne verschwindet der Bedarf an transzendentaler Selbstversicherung nicht; rationale Verhaltenssteuerung und sentimentaler Mythos gehen neue Mischungsverhältnisse ein. Es ist kein Zufall, daß es gerade das 19. Jahrhundert war, in dem neue Mythen – die touristischen Wallfahrten einer neuen Volksreligiosität, Natur- und Heimatromantik und nicht zuletzt: Familie und Nation als mythische Gemeinschaften – entstanden und eine ungeheure Konjunktur erlebten.⁹⁵ Aus dem Voranstehenden ergibt sich schließlich, daß eine moderne Gesellschaftsgeschichte daran festhält, von der zentralen Bedeutung des tiefgreifenden Wandels auszugehen, den die Entstehung der modernen Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert im Weltmaßstab in Gang gesetzt hat. Zwar ist der stillschweigende Eurozentrismus der linearen Modernisierungstheorie nicht mehr aufrechtzuerhalten; ein reflektierter Ethnozentrismus der Fragestellung, die auf die Erklärung der Ursachen, Erscheinungsformen und Konsequenzen dieser von Europa und Nordamerika ausstrahlenden Moderne abzielt, besitzt jedoch eine *realhistorische* Berechtigung.

93 Vgl. *Welskopp*, Klassenkonzept, S. 68 ff.

94 Vgl. dazu *Anthony Giddens*, Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/Main 1995.

95 Vgl. *Cilia Applegate*, A Nation of Provincials. The German Idea of *Heimat*, Berkeley etc. 1990; *Helmut Walser Smith*, German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics, 1870–1914, Princeton 1995; *David Blackbourn*, Wenn ihr sie wieder seht, fragt wer sie sei. Marienerscheinungen in Marpingen – Aufstieg und Niedergang des deutschen Lourdes, Reinbek 1997; *Ute Schneider*, Politische Festkultur im 19. Jahrhundert. Die Rheinprovinz von der französischen Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1806–1918), Essen 1995; *Joan Campbell*, Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800–1945, Princeton 1989.

Die Reorientierung auf eine umfassende Vergesellschaftungsgeschichte erlaubt, über typisierende Verfahren und deren konzeptionelle Bündelung Erklärungen sozialer Phänomene in der Vergangenheit entscheidend näher an die Ebene der konkreten Interaktion zwischen Akteuren heranzuschieben und diese Ebene zu integrieren, ohne auf Generalisierung und Synthese zu verzichten. Sie erlaubt es, feingliedriger und präziser zu erklären. Doch bleibt sie an der Identifizierung von Ursachen, Erscheinungsformen und Konsequenzen interessiert. Auch Komplexität ist kein Argument, das den Anspruch auf kausale Herleitung entkräftet. Man muß keine »hermeneutische Wende« vollziehen, um die hermeneutische Dimension einer Wissenschaft, die sich selbst interpretierende Zusammenhänge deutend erklärt, angemessen zu berücksichtigen. Jede Geschichtswissenschaft, die zu Aussagen gelangen will, welche über den einzelnen Kontext hinaus Geltung beanspruchen, wird sich für diesen Kontext mehr interessieren als für einen bloßen »Fall«; die Bindung historischer Praxis an Zeit und Raum gebietet das. Aber es ist der Nachweis des exemplarischen Charakters von »Episoden« und konkreten Interaktionen, der Raum schafft für Generalisierung, Typenbildung und Erklärung. Damit rückt der Gesellschaftsvergleich verstärkt ins Zentrum einer zeitgemäßen Geschichtswissenschaft der Moderne: Erklärung und Typenbildung basieren geradezu auf der vergleichenden Perspektive.⁹⁶ Geschichtswissenschaft kann einen aufklärerischen Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstbeobachtung leisten; nur so wird sie gesellschaftspolitisch relevant. In einer Funktion als Instrument zur Selbstvergewisserung einzelner Gruppenidentitäten taugt sie auch, unterscheidet sich darin jedoch nicht von künstlerischen Ausdrucksformen, religiösen Bezügen und modernen Mythen, die diese Funktion vielleicht sogar besser erfüllen. Am grundlegenden Unterschied zwischen Geschichte – als systematischer Rekonstruktion gesellschaftlicher Vergangenheit – und »Erinnerung«, die sich um eine immer nur im Bewußtsein des Lesers herzustellende »Authentizität« bemüht, ist zwingend festzuhalten.

Arbeitergeschichte besitzt im Rahmen einer solchen vergleichenden Gesellschaftsgeschichte der Moderne einen zentralen Stellenwert jenseits einer »Heldengeschichte des Proletariats« oder einer »Leidengeschichte der Unterdrückten«. Sie muß als integraler Bestandteil einer Geschichte der modernen Gesellschaft betrieben und zu der anderer Sozialgruppen anschlussfähig gemacht werden. Exemplarisch läßt sich hier die soziale Funktionsweise kapitalistischer und industrieller Systeme untersuchen, ebenso wie die Bedingungen der Herstellung von Kollektivität in nachständischen Systemen und die Voraussetzungen der Umsetzung sozialer Ressourcen in politische Impulse gerade anhand dieser dezidiert »modernen« Sozialgruppe besonders transparent gemacht werden können. Der Brückenschlag zwischen Marktökonomie, technischer Entwicklung, sozialer Gruppenbildung am Arbeitsplatz und außerhalb der Betriebe, zivilgesellschaftlicher Organisation und Politik in der öffentlichen Sphäre ist gerade von einer modernen Arbeitergeschichte zu leisten und einzufordern. Eine solche zeitgemäße Arbeitergeschichte eröffnet eine privilegierte – wenn auch nicht konkurrenzlose – Perspektive auf die modernen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. In der Kombination von Industrie- und Arbeitergeschichte läßt sich der Formenreichtum und die Dynamik industrieller Arbeitsverhältnisse präzise beleuchten; es läßt sich hier lernen, wie Klassenbeziehungen konkrete Interaktion prägen, gerade auch in den Routinebeziehungen der »industrial relations«. Indem der »mikropolitische« Aushandlungscharakter industrieller Produktionsbeziehungen verdeutlicht und kapitalistische »Normalproduktion« als weder voll intendierte noch wahrgenommene Konsequenz antagonistischer Akteurskoalitionen dargestellt wird, läßt sich im Rahmen einer so verstandenen Arbeitergeschichte auch der

96 Vgl. den jüngsten Vergleich in der Arbeitergeschichte: *Richard Biernacki*, The Fabrication of Labor. Germany and Britain, 1640–1914, Berkeley etc. 1995.

Mythos unternehmerischer Systemrationalität und kapitalistischer Sachzwänge entlarven. Damit wird der moderne Kapitalismus jenseits gescheiterter sozialistischer Bezugssysteme erstmals wieder historisch und theoretisch gehaltvoll kritisierbar. Zudem wird hier die Institution Unternehmen bzw. Betrieb als »soziales Handlungsfeld« transparent, in das die Beteiligten auch lebensweltliche Bedürfnisse einbringen, in dem sie sich vergemeinschaften und über mikropolitische Aushandlungsprozesse »bargaining power« erwerben. Auch die Organisationen in der politischen Sphäre der Gesellschaft müssen in der Konsequenz als Handlungsfelder analysiert werden, in denen Deutungskämpfe ablaufen und sich verschiedene Milieus ausprägen, die das Agieren der Organisation in ihrem institutionellen Umfeld wesentlich bestimmen.

Mit der Gesellschaftsgeschichte von Produktion und Alltagsleben ist eine soziale Politikgeschichte von Organisationen wie Gewerkschaften, Interessenverbänden, aber auch Parteien und Bürokratien untrennbar verknüpft. Organisationen können, wie das Beispiel der frühen deutschen Sozialdemokratie zeigt, ein pralles Binnenleben entfalten, das auf ihre heterogenen Basismilieus prägend zurückstrahlt und viele unterschiedliche soziale Identitäten integriert, ohne sie zu homogenisieren. Am Beispiel der frühen Sozialdemokratie kann ferner verdeutlicht werden, welchen Beitrag eine Arbeiterbewegung mit handwerklichen Wurzeln zur Entstehung der modernen »Bürgergesellschaft« geleistet hat.⁹⁷ Mit ihrer lebensweltlichen Aufladung von Demokratie, Verein, parlamentarischer Würde und Versammlungsdebatte – den zentralen Grundlagen von moderner Ich-Identität, aktiv verstandener Bürgerehre und Männlichkeit – vertraten die frühen Sozialdemokraten den Anspruch auf eine demokratische »Bürgergesellschaftlichkeit« mit einer Leidenschaft, die den Vorwurf der Emotionslosigkeit und Blutleere, der an das Konzept des »Verfassungspatriotismus« gerichtet worden ist, beredt Lügen straft. In einer vergleichenden, typisierenden, kontextsensiblen, akteursorientierten Gesellschaftsgeschichte, die nicht von vornherein zentrale Sozialgruppen der modernen Gesellschaft aus ihrer Betrachtung ausschließt, liegt eine ungleich fruchtbarere Perspektive als in den neuen Verkürzungen, die eine absolut gesetzte »kulturelle« oder »diskursive Wende« in der Geschichtswissenschaft produziert.

⁹⁷ Auch diese Fragestellung lohnt den Vergleich, wie die anregende neuere Studie David Montgomerys zur amerikanischen Entwicklung zeigt: *David Montgomery, Citizen Worker. The Experience of Workers in the United States with Democracy and the Free Market during the Nineteenth Century*, Cambridge 1993. Vgl. für England: *Patrick Joyce, Democratic Subjects: The Self and the Social in Nineteenth-Century England*, New York 1994.